

UTOPIEKreativ

Diskussion sozialistischer Alternativen

216 · Oktober 2008

Monatliche Publikation,
herausgegeben von der
Rosa-Luxemburg-Stiftung

aus dem Inhalt

VorSatz	867
Essay	
RENATE ULLRICH Die Macht der Frauen. Oder: Warum Medea ihre Kinder tötete	869
Africom	
WERNER RUF Africom – Ressourcen statt Freiheit. Der Sprung der USA nach Afrika	883
Revolution 1848/49	
WALTER SCHMIDT Die Revolution von 1848/49 in der deutschen Geschichtskultur	925

VorSatz

Die Dresdner Bank und ich sind Nachbarn; im Eckhaus gegenüber vom Friedhof befindet sich eine ihrer Filialen, ich kann das Haus sehen, wenn ich mich aus dem Fenster lehne. Aber von einer guten Nachbarschaft kann keine Rede sein, ich hatte nur wenige Jahre ein Konto dort. Die Bank, die sich selbst gern als »Beraterbank« betitelt und ihr Angebot an Finanzdienstleistungen als »nicht normal für eine Bank« darstellen lässt, hat für mich nichts getan. Nur kassiert: reichlich 180 € an Bankgebühren im Jahr, bei einer Gegenleistung von knapp 7 € für Briefporto. Für die Bank sind das »peanuts« – ich könnte dafür zum Beispiel drei Bände des »Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus« finanzieren, was ich, ehrlich gesagt, für eine bessere Verwendung halten würde – bei ihr geht es um Milliarden an Kapital und Milliarden an Verlusten. In reichlich einem Jahr wird die Dresdner Bank verschwunden sein, als Konzern, als Name und aus dem Straßenbild.

Bedauern kann ich das nicht, aber ein gewisser Eugen Gutmann würde sich in seinem Grabe umdrehen. Eugen Gutmann war der erste Vorstandschef der 1872 in Dresden aus dem Bankhaus Kaskel und fünf weiteren Banken vorwiegend aus dem mitteleuropäischen Raum hervorgegangenen Dresdner Bank. Sie expandierte schnell, profitierte von der Gründerkrise und verlegte bereits 12 Jahre später ihren Firmensitz in die Reichshauptstadt. Im ersten halben Jahrhundert ihrer Existenz schluckte sie etwa 15 Banken und eroberte sich damit Platz zwei in der Hierarchie der deutschen Banken.

In den zwölf Jahren der Nazierrschaft lud sie sich reichlich braunen Dreck auf die ohnehin recht schmutzige Weste – »Was ist der Raub einer Bank gegen die Gründung einer Bank?«, so Bertolt Brecht. Sie unterhielt enge Beziehungen zur NSDAP und ihren Gliederungen, verliebte sich per »Arisierung« eine Dresdner Privatbank ein, sie war die Hausbank der SS und profitierte erheblich von deren Raubzügen, und vor allem war sie es, die den Bau des Konzentrationslagers Auschwitz finanzierte. Das alles verschweigt die Firmengeschichte natürlich.

1945 wurde die Dresdner Bank in der Sowjetischen Besatzungszone vollständig enteignet. In den westlichen Besatzungszonen wurde sie in Deckung gebracht, sie wurde »entflochten« und existierte in 11 regionalen Unternehmen weiter. Diese fusionierten bereits 1952 wieder in drei Nachfolgeinstitute, der Hamburger Kreditbank, der Rhein-Ruhr Bank und der Rhein-Main Bank, aus denen sich 1957 wie Phönix aus der Asche die Dresdner Bank erneut erhob. Bald war sie wieder die Nummer zwei im bundesdeutschen Bankkapital. Der Konzern umfasst 10 Tochterunternehmen: eine Kreditbank, eine Bausparbank, ein Call

Center für Finanzdienstleistungen, zwei regionale Banken in Oldenburg und München sowie Banken in Hongkong, den Niederlanden, den USA, Großbritannien und Österreich. Ein Koloss also, der sich im Finanzmarktkapitalismus mit seinen diversen Krisen in den letzten anderthalb Jahrzehnten zunehmend in einen Koloss auf tönernen Füßen verwandelte.

Ende des vergangenen Jahrhunderts mehrten sich auch bei Nichtbörsianern die Gerüchte, die Dresdner Bank sei ein Fusionskandidat, ein mögliches Opfer feindlicher Übernahmen. Es gab Spekulationen, durch eine Fusion mit der Deutschen Bank könne das neue Bankhaus so eine Art Weltrekordler werden. Daraus wurde nichts. Schließlich kaufte im Juli 2001 der Versicherungskonzern Allianz AG die Dresdner Bank für damals 24 Milliarden €. Ein Schnäppchen? Wohl nicht, wie sich bald herausstellte. Die Zahl der Beschäftigten wurde in wenigen Jahren fast halbiert, von 51 400 im Jahr 2000 auf 26 300 Ende 2007, obwohl die Bank in diesem Jahr eine Bilanzsumme von über 500 Milliarden € erreichte.

Die Dresdner Bank hat sich an den Spekulationsgeschäften auf den internationalen Finanzmärkten kräftig beteiligt – und hat heftig verloren. Die aktuelle Finanzmarktkrise hat auch bei der Dresdner Bank entsprechend zugeschlagen, von drei Milliarden Verlusten ist die Rede. Weiterhin wird von Wertberichtigungen im Umfang von 1,4 Milliarden € berichtet. Das muss man sich einmal vorstellen: Die Summe entspricht dem durchschnittlichen Jahreseinkommen von etwa 163 000 Lohnabhängigen in Deutschland! Was für eine ungeheure Verschwendung.

Bei der Allianz AG mutierte der erwartete Goldesel zum Milliardengrab. Entsprechend wollte sie den teuren Tochterkonzern unter die Haube bringen, zwar ist die Mitgift erheblich geschrumpft, aber immer noch sehenswert. Als bald meldete sich ein Interessent, eine Großbank aus China. Sollte tatsächlich für die Dresdner Bank, einen Giganten des deutschen Kapitalismus, so eine Art sozialistische Perspektive winken? Aber offenbar wollten die Bosse der deutschen Finanzwelt einer solchen Mesallianz doch nicht tatenlos zusehen. So wurde denn doch ein anderer Freier, das heißt Käufer gefunden. Am 31. August teilte die Commerzbank AG mit, dass sie die Dresdner Bank für 9,8 Milliarden € übernehmen wird. Allianz verliert bei diesen Deal unter dem Strich reichlich 14 Milliarden €, aber deren Bosse sind nach dem Motto verfahren: »Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!«

Aber eine rosige Zukunft ist nicht zu erwarten, beide Banken sind von der internationalen Finanzmarktkrise angeschlagen. Erhebliche Rationalisierungen stehen ins Haus. Es gibt bei diesem Geschäft weder einen Kündigungsschutz noch eine Standortsicherung. Folglich werden vor allem die Filialen und Töchter der Dresdner Bank geopfert werden. Die Beschäftigten und die Kunden werden die Rechnung bezahlen müssen. Weitere massenhafte Entlassungen und weitere Wertberichtigungen werden folgen.

Aber vielleicht hat das alles auch eine gute Seite. Wie sich zeigt, fressen sich die Haie des Finanzkapitalismus gegenseitig auf. Was wäre, wenn sie sich dabei etwas mehr beeilen würden?

DIETMAR WITTICH

RENATE ULLRICH

Die Macht der Frauen. Oder: Warum Medea ihre Kinder tötete

Im Sommer 2007 wurde ich zu einer internationalen Tagung der Universität Pavia zum Thema: »Die Macht der Frauen – gesehen von Männern« eingeladen. Als frühere DDR-Bürgerin wollte ich unbedingt darüber sprechen, wie Männer in der DDR das Problem gesehen haben. So kam ich auf Heiner Müller und auf Medea. Heiner Müller hat den Medea-Stoff dreimal sehr unterschiedlich literarisch verarbeitet. Ihn interessierten, wenn ich das richtig verstehe, an diesem mythischen Stoff *die Verdrängung und der Austritt der Frauen aus der Geschichte*, genauer: *als Machtfaktor* aus der Geschichte. Müller sah in dem Mythos *eine* Widerspiegelung des historisch sehr langen Prozesses der Ablösung des Mutter-Rechts (matrilineares Recht) durch das Vater-Recht (patrilineares Recht), also der Phase, die Friedrich Engels als die »*welthistorische Niederlage des weiblichen Geschlechts*«¹ bezeichnet hat. Müller interessierten die *Langzeitfolgen* dieser Vorgänge, *der Wiedereintritt* der Frauen in die Geschichte im 20. Jahrhundert und nicht zuletzt die Frage, wie weit wir damit gekommen sind.

Medea gehört zu einem Universum mythologischer Gestalten, von denen viele vergessen sind. Medea aber ist durch die Jahrtausende lebendig geblieben. Warum? Momentan gibt es eine Flut von Medea-Inszenierungen in Schauspiel, Oper, Ballett. Warum? Weil Medea ihre Kinder tötet?

Mythen

Mythen sind entstanden im »*Urdunkel der Menschheit*«, was »*sicher auch ein historisches Datum ist*«². Sie entstanden zur Erklärung der Zusammenhänge von Natur und Menschen, Menschen und Menschen, Göttern und Menschen. Mythologie hat immer auch einen religiösen Gehalt. Mythen dienen zur Festlegung von Normen zwischenmenschlichen Verhaltens und zur Unterhaltung. Mythen wurden erzählt. Urfassungen sind nicht mehr festzustellen und damit auch nicht, ob ein Mythos richtig oder falsch erzählt wird.

Mythen blieben lebendig, weil sie immer wieder neu und immer wieder anders erzählt wurden. Oder besser: Gerade die Mythen, die immer neu erzählt wurden, blieben lebendig. Bereits in der Antike kursierten unterschiedliche Varianten. So heißt es in den einschlägigen Lexika, z. B. bei Robert Ranke-Graves³ häufig: Die Geschichte verlief so und so. Andere erzählen, dass Jedoch wird auch erzählt, dass ... Die Neu- bzw. Um-Erzählungen entstanden an verschiedenen Orten, aus neuen Erfahrungen, aus anderen Interessen.

Renate Ullrich – Jg. 1938, Theaterwissenschaftlerin. Seit 1990 Mitarbeit am Institut für Sozialdatenanalyse Berlin (isda) e.V., Schwerpunkt: Frauen, Bildung, Kultur. Zuletzt in UTOPIE kreativ: DDR-Frauen zwischen Emanzipation und Patriarchat, Heft 209 (März 2008).

1 Friedrich Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. In: MEW, Bd. 21, S. 61. Berlin 1962.

2 Franz Fühmann: Das mythische Element in der Literatur. In: Essays. Aufsätze, Gespräche 1964-1981. Rostock 1983.

3 Robert von Ranke-Graves: Griechische Mythologie. Quellen und Deutung. Hamburg 1999.

Einige Mythen wurden immer wieder neu erzählt bis in die Gegenwart, wo die Mythen meist säkularisiert wurden. Mythisches Material ist von einer solchen Qualität zwischenmenschlicher Konflikte, dass es sich durchaus auch ohne die Mitwirkung von Göttern erzählen lässt.

Die *Geschichte von Medea* und der Ermordung ihrer beiden kleinen Söhne ist nur ein kurzer Ausschnitt aus der *Argonauten-Sage*. Im Jahr 431 v. u. Z., vor knapp 2 500 Jahren hat ihn der griechische Dichter *Euripides* mit großem Gespür für das Dramatische ausgewählt. Dass es sich tatsächlich um ein Bild für den Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat handelt, begreift man besser, wenn man die Vorgeschichte kennt.

Das Goldene Vlies, Jason, die Argonauten und Medea

Genau genommen beginnt der Medea-Mythos mit der Geburt des Jason, des Sohnes des Königspaares von Iolkos in Thessalien. Als Pelias, der Stiefbruder des Königs, den König ermordet und sich selbst auf den Thron setzt, lässt Jasons Mutter den Jungen, den rechtmäßigen Thronfolger, in Sicherheit bringen. Als Erwachsener erhebt Jason Anspruch auf den Thron. Pelias, der Usurpator, verspricht ihm die Herrschaft, vorausgesetzt, Jason bringt das kostbare goldene Vlies aus Kolchis nach Iolkos zurück.⁴ An diesem Einfall wirkt Hera mit, die Ehefrau des Göttervaters Zeus, die in Jasons Pflicht steht, und genau das wird Medeas weiteres Leben bestimmen. Das Vlies ist in einer Höhle versteckt und von einem Untier bewacht, der Auftrag praktisch unerfüllbar. Aber Jason, direkter Nachfahre von Zeus und Apoll, also Repräsentant eines durch Männer geprägten Stammbaumes, Jason, der Held, nimmt ihn selbstverständlich in Angriff.

Der längste Teil des Mythos erzählt vom Bau der Argo; von Jasons Werbung vieler namhafter Helden, die sich gewiss aus Abenteuerlust, vor allem aber aus Aussicht auf Gold zur Verfügung stellen; von der langen Schifffahrt, auf der die Argonauten eine Menge Widrigkeiten überwinden müssen.

Medea tritt genau in dem Moment in den Mythos ein, als Jason in Kolchis vor König Aietes steht und das goldene Vlies fordert, das dieser begreiflicherweise nicht herausgeben will. Medea sieht Jason und verliebt sich schlagartig.

Über ihre Kindheit und Jugend wissen wir wenig, außer dass sie die Tochter des Königs Aietes von Kolchis ist, einem sehr reichen Land. Auch bei Medea ist die Herkunft von Bedeutung, sie ist deutlich matriarchal geprägt: Medeas Mutter, Königin Asterodeio, ist Hexenpriesterin bei der Göttin Hekate, der höchsten Beschützerin der Frauen und des Frauenrechts. Medeas Großtanten sind Selene, die Mondgöttin, und Eos, die Göttin der Morgenröte, die berühmte Circe ist ihre Tante.

Medea verliebt sich – so der alte Mythos – nicht aus eigenem Antrieb. Da Hera dem Jason die Herausgabe des Vlieses ermöglichen muss, beauftragt sie Eros, das Problem auf die Sekunde genau zu lösen. Er schießt einen Pfeil in Medeas Herz, so dass diese sich nicht nur in Jason verliebt, sondern noch dazu derart, dass ihre Leidenschaft für ihn niemals nachlassen, sondern stets zunehmen wird. Die alten Erzähler haben wirklich an alle Eventualitäten gedacht!

4 Kolchis lag an der Ostküste des Schwarzen Meeres, am Fuß des Kaukasus, im heutigen Georgien. Das goldene Vlies ist das Fell eines goldfarbenen Widders. Oder, wie andere meinen, es ist golden, weil es in einem Fluss zum Auffangen der Goldkörner genutzt wurde. Wie auch immer, das goldene Vlies steht in den verschiedenen Erzählvarianten des Mythos für Reichtum, für Macht, für die Beherrschung der Naturkräfte wie Fliegen, Unverwundbarkeit, langes Leben.

Medea, die noch die alten medizinischen Künste der Frauen aus der Zeit des Matriarchats beherrscht, stellt fortan alle ihre Fähigkeiten in Jasons Dienst. Immerhin erweist sie sich als Menschenkennerin. Bevor sie mit ihren Zaubetränken, ihrem magischem Gesang, ihren Giften dem Jason ermöglicht, das goldene Vlies zu rauben, nimmt sie ihm das heilige Versprechen ab: er wird sie mit nach Griechenland nehmen und heiraten. Dann flieht sie mit ihm. Aufschlussreich ist, dass nicht Jason, sondern *Medea von nun an die Initiative des Handelns behält*. Listig rettet sie Jason vor dem sicheren Tod, und das nicht nur einmal.

Dabei scheut sie vor Verbrechen nicht zurück. Erzählt wird: Die Argo entkommt König Aietes nur, weil Jason Medeas geliebten Bruder Absyrtos ermordet und Medea ihn zerstückelt und ins Meer wirft, so dass Aietes seine Verfolgung unterbrechen muss, um die Leichenteile einzusammeln. Dem Paar gelingt es, nach Jolkos zurückzukehren. Als der Usurpator Pelias trotz seines Versprechens den Thron nicht hergeben will, veranlasst Medea listig, dass seine eigenen Töchter ihn unwissentlich ermorden. Jason und Medea werden aus Iolkos verbannt.

Auf der Suche nach einer standesgemäßen Bleibe fahren sie nach Korinth. Dort werden sie, so eine Variante, geduldet. Eine andere Erzählvariante besagt: Medea ist als Enkeltochter des Sonnengottes Helios die *rechtmäßige Erbin des Königreichs Korinth*. Sie darf ihren Mann zwar auf den Thron setzen, nicht aber selbst den Thron besteigen. Im Gegenteil: Hier in Griechenland ist sie wie alle (Ehe-) Frauen (außer in Sparta) *Eigentum ihres Ehemannes, Hausherrin, Gebälerin*.⁵ Dazu kommt: Medea ist *Ausländerin*, eine Frau mit Migrationshintergrund. Und damit in Griechenland trotz ihrer königlichen Herkunft lediglich geduldet.

Wie auch immer: Nach einigen Ehe-Jahren will Jason aus Karrieregründen Glauke (oder auch: Kreusa), die Tochter des Königs Kreon, heiraten und die Kinder mitnehmen. Medea, die Selbstbewusste, Eifersüchtige, Verlassene, Erniedrigte, ermordet die Nebenbuhlerin – wiederum mit einer List: Sie schenkt der Braut ein Hochzeitskleid, das an der fremden Haut festklebt und die Braut verbrennt. In manchen Varianten auch deren Vater und den ganzen Hofstaat. Jason kann sich retten, spielt aber ohne Frau und ohne männliche Erbfolger keine Rolle in der Gesellschaft mehr und wird später – Ironie des Schicksals – von den Resten seines längst ruinierten gewordenen Heldenschiffes Argo erschlagen.

Interessant ist Medeas Geschichte in der alten Erzählung: Medea wird wiederum verbannt. Sie darf ihre vierzehn Kinder, sieben Söhne und sieben Töchter, nicht mitnehmen. Sie befürchtet Unheil. – Medea imponiert Zeus. Er will sie verführen. Aber sie widersetzt sich. Das wiederum gefällt der stets eifersüchtigen Hera so gut, dass sie Medea anbietet, die Kinder zu retten. Vertrauensvoll bringt Medea die Kinder in Heras Tempel, dann wird sie von ihrem Großvater Helios in einem Himmelswagen entführt. Das befürchtete Unheil geschieht. Hera rettet die Kinder nicht. Offenbar hatte sogar sie, die Göttin, schon so viel an Macht verloren, dass sie sie nicht retten konnte. Die Korinther steinigen sie – aus Rache – alle vierzehn auf dem göttlichen Altar. Jason soll – einigen Erzählvarianten zufolge – seine Zustimmung gegeben haben.

5 Julia Iwersen: Die Frau im Alten Griechenland. Düsseldorf / Zürich 2002.

Euripides – Medea und die Ermordung der Söhne

Vor 2 500 Jahren, in der Hoch-Zeit der griechischen Kultur und Künste, im Jahr 431 v. u. Z., hat der Dichter Euripides (480-406) an dem Mythos mehrere Veränderungen vorgenommen. Er hat das direkte Eingreifen der Götter eliminiert, so dass allein Medea es ist, die alle Entscheidungen trifft und verantwortet. Medea mordet nicht nur ihre Nebenbuhlerin und den Hofstaat, sondern auch ihre eigenen Kinder. Die Mädchen hat er gestrichen, die sieben Jungen auf zwei reduziert.

Forschungsergebnisse besagen, dass die freien Bürger Korinths es sich einiges kosten ließen, damit Euripides ihnen die Schuld des Kindermordes abnahm und sie Medea auferlegte. Bestechung des Dichters war also *ein* Grund dafür, dass Medea ihre Söhne ermordet. Das war nicht nur eine Neu-Erzählung, sondern eine aggressive Um-Erzählung, genau genommen eine Fälschung, die allerdings den historischen Trend zur patrilinearen Rechtsordnung und die Gegenwehr von Frauen widerspiegelte. Diese Frau tut genau das, womit sie den treulosen Ehemann am härtesten strafen kann: Sie nimmt nicht ihm das Leben, sondern seinen Söhnen. Damit nimmt sie ihm nicht nur das (vielleicht) Liebste, sondern auch das gesellschaftlich Wertvollste: die männlichen Erben, die Zukunft seines Geschlechts.

Wir wissen nicht, welche Regie-Konzeption der Uraufführung zugrunde lag und wie sie wirkte. Aber wir wissen, dass alle Figuren, auch die Frauen, von Männern dargestellt wurden und dass auf den Zuschauertribünen fast ausschließlich Männer saßen und dass die Frauen, die zugelassen wurden, nicht die Ehefrauen der griechischen Bürger waren. Diese Männerdominanz im Theater – wie in der Öffentlichkeit überhaupt – lässt die Vermutung zu, dass die Sympathien nicht der treuen Medea, sondern dem ungetreuen Jason galten.

Eine Frau, eine Mutter, begeht eine so ungeheuerliche Tat, wie sie sonst nur Männer begehen – genau diese Erfindung des Euripides macht den Mythos bis heute so attraktiv und reizt zu immer neuen Erzählungen. Oder anders: In dieser pervertierten, aber höchst kunst- und wirkungsvollen Variante wurde der Medea-Mythos durch die folgenden zweieinhalb patriarchal dominierten Jahrtausende weitergereicht: Medea, die Eifersüchtige, die Unbeherrschte und Unberechenbare, die Kindesmörderin. Medea: die Frau.

Der Medea-Mythos bei Heiner Müller

Für Heiner Müller (1929-1995) sind Mythen »geronnene kollektive Erfahrungen«⁶, vielschichtig wie Ablagerungen, oft vieldeutig. Für ihn als Dramatiker sind sie wichtig, er nutzt sie als Material.

Den Medea-Mythos verarbeitete und deutete er dreimal ganz unterschiedlich. Die Texte heißen: *Medea-Kommentar* (1972); *Medea-Spiel* (1974); *Medea-Material* (1948-82). Alle drei Texte sind vielschichtige, komplizierte Geflechte, weder leicht zu lesen noch eindeutig zu interpretieren. Auch Theaterleute haben Schwierigkeiten beim Inszenieren und Spielen. Ich versuche hier eine Deutung unter dem Macht-Aspekt.

Meine erste These: Wie unterschiedlich Müller Medeas Geschichte auch benutzt – in allen drei Texten interessiert ihn *Medeas Kindermord als Bild, als Metapher für den Austritt der Frauen als*

6 Heiner Müller: Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Dikaturen. S. 321. Köln 1992.

Machtfaktor aus der Geschichte, für ihre Anpassung an patriarchal fundierte Verhaltensweisen und für die historischen Langzeitfolgen dieses Austritts. Und, so meine zweite These: Wie unterschiedlich er die drei dramatischen Texte auch gestaltet (Schreibweise, Spielweise): *er will dem Publikum die Möglichkeit geben, die Strukturen dieses historischen Vorgangs zu erkennen und jeweils Schlussfolgerungen für ihre Gegenwart zu ziehen.* Das ist auf spezifische Weise ganz im Sinne des »Laboratoriums der sozialen Phantasie«, als das das Theater in der DDR immer wieder definiert wurde.⁷

Erstens: Medea-Kommentar in Zement (1972)

In dem Stück *Zement* benutzt Müller den gleichnamigen Roman des sowjetischen Autors Fjodor Gladkow (1883-1958) als Material. Der Roman erschien 1925 in der Sowjetunion, 1927 in Deutschland, 1961 in der DDR. Müller schrieb das Stück 1972.

Anfang der siebziger Jahre – das war, als Erich Honecker Walter Ulbricht abgelöst hatte, als es in der DDR einige kulturpolitische Lockerungen gab und als die Frage diskutiert wurde: *Was ist heute eigentlich revolutionär?* Damals erschienen erstaunlich viele Bücher von Frauen und DEFA-Filme wie *Paul und Paula* und *Der Dritte*. Bücher und Filme, die sich mit dem damaligen Stand und den damaligen Entwicklungstrends der Geschlechterverhältnisse und -hierarchien beschäftigen und damit auf die spannende Frage nach dem, was heute revolutionär ist, einige bedenkenswerte Antworten gaben.

Der Roman von Fjodor Gladkow spielt in der Zeit des revolutionären Aufbruchs der Sowjetunion. Gezeigt wird, wie zum ersten Mal in der Geschichte Arbeiter – unter ständiger Bedrohung von außen und innen und unter permanenter materieller Not – alles das learning by doing gleichzeitig bewältigen müssen, was einen Staat ausmacht: Politik, Wirtschaft, Industrie, Verteidigung, Kultur, Bildung. Und nicht nur das. Sie müssen dafür neue, nie da gewesene sozialistische Organisations- und Politikformen finden. Gladkow beschreibt nicht die »Königsebene«, sondern welche Auseinandersetzungen und Kämpfe es an der »Basis« gibt. Und damit auch einiges von dem, was heute Geburtsfehler der Revolution genannt wird, namentlich das (Nicht)-Miteinander-Klarkommen von Leuten mit unterschiedlicher sozialer Herkunft, unterschiedlichen Erfahrungen, unterschiedlichen Bedürfnissen und unterschiedlichen Vorstellungen von der neuen Gesellschaft.

Gladkow zeigt, wie diese Arbeiter darüber hinaus etwas in Angriff nehmen, was zuvor keine revolutionäre Bewegung ernsthaft vorhatte (oder wozu sie wie die Pariser Commune keine Zeit hatte), nämlich: die Machthierarchien zwischen den Geschlechtern von Grund auf zu verändern⁸, also den *Wieder-Eintritt der Frauen in die Geschichte* zu bewältigen. Dass dieser Versuch weitgehend vergeblich war, beschädigt meiner Ansicht nach weder Roman noch Stück. Beide bleiben Zeugnisse großer Ideale, Ziele, Hoffnungen, Schwierigkeiten und Niederlagen.

Im folgenden konzentriere ich mich auf die Szene in Müllers *Zement* mit dem Titel *Medea-Kommentar*. Diese Szene muss man sich bei Müller eingebunden in die vielfältigen Handlungsstränge vorstellen, die es auch bei Gladkow gibt, aber schon wegen ihrer Posi-

7 Das Theater habe, so der Philosoph Wolfgang Heise damals im Dialog der Theaterleute mit Philosophen, Politikern und Naturwissenschaftlern, mehrere inhaltliche Funktionen: erstens als Organ der Selbstbesinnung der Gesellschaft im Hinblick auf das historische Gewordensein; zweitens als Organ der Selbstgestaltung der Gesellschaft, einschließlich Selbstkritik, drittens als eine Art Laboratorium der sozialen Phantasie, in: Brecht-Dialog 1968. Politik auf dem Theater. Dokumentation 9.-16. Februar 1968. Henschelverlag Kunst und Gesellschaft. Berlin 1968.

8 Gleichberechtigung der Geschlechter wurde 1918 in die erste Verfassung eingeschrieben.

tion, Länge und Intensität hat diese Szene in dem Stück große Bedeutung.

Der Medea-Kommentar erzählt die Geschichte des Arbeiters Gleb Tschumalow, seiner Frau Dascha und ihrer gemeinsamen kleinen Tochter Njurka in der Stadt Noworissisk, die im Norden des früheren Kolchis liegt.

Im Unterschied zu Gladkow, der zeitnah über die revolutionären Ereignisse berichtet, führt Müller hier durch den Szenentitel den Medea-Mythos ein. Daschas Geschichte soll verstanden werden als ein *Kommentar* zu der Geschichte Medeas. Dazu Heiner Müller: Die »Figuren (sind) nicht in der Lage zu formulieren, was ihr historischer Wert ist und welches Spiel sie da spielen. Daraus ergibt sich dann die moralische Verpflichtung für den Autor, selber etwas zu sagen.« Dascha, die Arbeiterfrau weiß nicht, wer Medea ist. Also, so Müller, muss ich ihr »beispringen und das irgendwie einbauen.«⁹

Müller will die Zuschauer anregen, Daschas Verhalten mit dem großen Modell der Menschheitserfahrung zu vergleichen und die revolutionären Vorgänge im Russland der frühen zwanziger Jahre als einen Versuch von historischer Dimension zu begreifen.¹⁰

Dem Medea-Kommentar voraus geht eine Szene mit dem aufschlussreichen Titel *Das Bett*. Gezeigt wird, wie Gleb nach drei Jahren Krieg heimkehrt, wie er über Dascha herfällt und wie Dascha ihn abwehrt, zuerst lachend, dann mit einem geladenen Gewehr in den Händen und mit den Worten: »Kühl dich ab, Besitzer«¹¹(S. 394). Als Gleb in den Krieg zog, war Dascha eine liebevolle, anpassungsfähige und angepasste Ehefrau und Mutter. Jetzt verweigert sie sich ihrem Mann, nicht aus Mangel an Lust. Sie verweigert sich ihrem Mann, weil er sich als Besitzer verhält. Das ist – auf der Bühne in lebender Darstellung – ein unerhörter Vorgang von metaphorischer Kraft: *Eine Arbeiterfrau legt dem Arbeiter/Revolutionär gegenüber die tradierte Rolle der Ehefrau als Objekt des Mannes ab. Und – eine Steigerung – sie spricht das auch aus.*

Dascha ist in den drei Kriegsjahren eine andere geworden: selbständig, selbstbewusst, sie lässt sich nicht mehr einfach »nehmen«, obwohl sie Gleb noch liebt. Ihren Anspruch, ihre Ehe fortzusetzen, aber anders als früher, versteht er nicht, auch wenn er die Gleichberechtigung von Männern und Frauen theoretisch akzeptiert und wortreich darüber redet.

Die Szene *Medea-Kommentar* beginnt damit, dass Dascha Gleb mitteilt: Njurka ist tot und begraben. Der Tod des Kindes steht hier – im Unterschied zur Medea des Euripides – am Anfang. Und noch ein Unterschied: Dascha hat es nicht umgebracht. Sie hatte es in eines der neuen »roten« Kinderheime gegeben. Dort ist Njurka wie viele Kinder in Russland verhungert. 1921 war ein entsetzliches Hungerjahr.

Der Tod eines Kindes ist – wie im Medea-Mythos – auch hier ein zentraler Vorgang. Aber hier steht er nicht für Rache, auch nicht für die Auslöschung von Zukunft. Gleb und Dascha sind beide in gleichem Maße von Trauer und Schmerz erfüllt. Der gravierende Unterschied zwischen ihnen besteht darin, wie sie mit diesem Tod umgehen. Gleb will lediglich die Schuldfrage klären: Dascha sei schuld, sie hätte das Kind nicht weggeben dürfen. Da klingt die tradierte

9 Heiner Müller 1975:
»Literatur muss dem Theater Widerstand leisten.«
Gespräch mit Horst Laube.
In: Heiner Müller im Verlag der Autoren. Gesammelte Irrtümer. Interviews und Gespräche. Frankfurt/M. 1986. S.18

10 In dieser Absicht baut Müller auch in die anderen Handlungsstränge Texte mit mythischen Titeln und Stoffen ein.

11 Heiner Müller: Zement, in: Werke 4. Die Stücke 2. Frankfurt/M. 2001. Die in diesem Abschnitt in Klammern gesetzten Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

Auffassung von der privaten Verantwortung der Mütter für die Kinder durch, der in Deutschland tradierte Vorwurf von der »Rabenmutter«, die aus Egoismus ihre »natürlichen Pflichten« vernachlässigt.

Für Dascha ist Njurkas Tod der tragische Anlass zu einer harten, bis an die Wurzeln gehenden Auseinandersetzung über ihr Selbstverständnis als Frau, Mann und Paar, als emanzipierte Menschen und damit als Persönlichkeiten in der Geschichte. Bis zu diesem Zeitpunkt hat Dascha nicht gesprochen; denn Gleb war nicht bereit, zuzuhören. Nun ist es Dascha, die den Dialog im Sinne des Wortes *führt*. Sie verteidigt sich nicht gegen den Vorwurf der Rabenmutter, sie bringt keine revolutionäre Parole an. Sie durchbricht wiederum – wie in *Das Bett* – ein Tabu: Sie erzählt *ihre Kriegsgeschichte*. Der Tabu-Bruch besteht darin, dass sie über weibliche, über körperliche, über sexuelle Kriegserfahrungen spricht, die Frauen oft verschweigen und Männer nicht hören wollen. Beide aus Scham, aus tradierten Moralnormen und aus Angst vor den sozialen Folgen.¹² Dascha zwingt Gleb, diese Geschichte bis zu Ende anzuhören: »Sind wir Kommunisten oder nicht. Können wir leben mit der Wahrheit. Oder baun wir die Welt neu mit verbundenen Augen« (S. 438).

Dascha erzählt die Geschichte einer Frau, die (wie Medea) aus Liebe alles ihr Mögliche tat, um ihren Mann vor dem Tod zu retten. Sie erzählt, wie die »Weißen« sie verhaftet, mit dem Tode bedroht und vergewaltigt haben; wie sie Glebs Nachricht erhielt, sie möge die Roten unterstützen; wie sie bei den Partisanen ihre revolutionäre Arbeit machte, als Kurier, als Organisatorin der Frauen, aber auch und vor allem als Hure: »Deine Genossen, deine Klassenbrüder. Sie brauchten mich. Es war wie eine Arbeit. UMARME MICH IN MEINER LETZTEN STUNDE. Sie gingen leichter in den Tod von mir weg« (S. 435). Sie erzählt, dass sie alle Arten von Sexualität erfahren hat, Vergewaltigung, Lust, Liebe. Genau das trifft Gleb am tiefsten. Sie begreift und durchschaut ihn: »Wenn mich die Weißen totgeschlagen hätten Du hättest einen ruhigeren Schlaf jetzt. Lacht. GESCHÄNDET. Bei wem ist die Schande. Ich kann mir jeden Mann abwaschen. Es muss nicht mit Blut sein – Wär ich ein Mann« (S. 436).

Indem Dascha ihre Kriegsbiografie genau erzählt, analysiert sie zugleich die Bedingungen, die sie gezwungen haben, Njurka ins Heim zu geben und selbst die andere zu werden, die sie geworden ist. Bedingungen, die es Gleb, dem Mann, ermöglichten, »den Junker, den Bourgeois, den Weißen noch in sich stecken« (S. 433) zu lassen. Zumindest, was sein Verhältnis zu Frauen betrifft.

Mit ihrer »Beichte« hebt Dascha die Diskussion über die Schuld von Frauen und von Müttern von einer privaten, individuellen auf eine gesellschaftliche Ebene.

»Dascha: Wie lange wird es dauern, bis der Mensch / Ein Mensch ist. Was sucht ihr, wenn ihr euch zerreißt / Einer den anderen wie ein Kind seine Puppe / Weil es nicht glauben will, dass die kein Blut hat?

Tschumalow: Wer hat den Terror angefangen. Wir?/ Solln wir uns abschlachten lassen. Was willst du?

Dascha: Ich weiß, Gleb. Und ich sollte so nicht reden / Es ist Weibergeschwätz, wie. Ein Mann muss nicht wissen / Solang das Töten

12 Dass es sogar am Ende des 20. Jahrhunderts im Jugoslawienkrieg immer noch so war, wissen wir. Was die vielen gegenwärtigen Kriege betrifft, so erfahren wir es nicht einmal.

leichter ist als leben / Wieviel Arbeit in einem Menschen steckt, wie?» (S. 435).

Sie ist noch jung, aber sie wird kein Kind mehr haben oder haben können. Sie schlussfolgert: »Ich bin keine Mutter mehr. Und werd es nicht mehr sein. Mir ist wichtig, dass unsere Kinder in den Heimen nicht mehr auf Stroh schlafen werden« (S. 442). Genau in diesem Moment, in dem Medea sich zur Arbeit für das Wohl aller Kinder bekennt, bringt Müller Medea ins Spiel – als Kommentar. Iwagin, der Intellektuelle, der einzige, der die Tragödie des Euripides kennt, sagt: »Ich habe Sie immer bewundert. Sie sind eine Medea. Und eine Sphinx für unsere Männeraugen. (...) Als sie (Medea) vor seinen (des Geliebten) Augen die Kinder zerriss, die sie ihm geboren hatte und in Stücken ihm vor die Füße warf, sah der Mann zum ersten Mal, unter dem Glanz der Geliebten, unter den Narben der Mutter, mit Grauen das Gesicht der Frau« (S. 442). Das ist die tradierte frauenfeindliche Deutung der Medea. Und genau so hat Dascha sich nicht verhalten.

Der Medea-Kommentar endet nicht wie in der antiken Tragödie damit, dass der Mann die Frau, sondern damit, dass die Frau den Mann verlässt. Das erinnert an Ibsens Nora, aber Dascha tut es aus anderen Gründen und mit anderen Absichten. Dascha: »Ich muss allein sein, Gleb, für eine Zeit. / Ich liebe dich. Aber ich weiß nicht mehr, / Was das ist, eine Liebe. Wenn sich alles umwälzt./ Wir müssen sie erst lernen, unsere Liebe« (S. 438). Als er zu verstehen beginnt und sie bittet, zu bleiben, lehnt sie ab: »Ich will mich nicht so nehmen wie ich bin, Gleb. Und dich nicht. Es ist beschlossen und ich geh.« Aber als sie Gleb erklären soll, wie sie und ihre Liebe sein sollen, sagt sie ehrlich: »Ich kann dir nicht erklären, was ich nicht weiß« (S. 439). Für sie ist die Revolution nicht die Verwirklichung vorgedachter Prinzipien, sondern die Befreiung von alten Haltungen und die Chance, Neues zu suchen.

Ich lese diese Szene als einen Fortschritt, als einen Schritt der Frau, fort von den alten, hin zu neuen Geschlechterverhältnissen, als einen Schritt in Richtung auf ihren Wiedereintritt in die Geschichte. Müller zeigt diesen Fort-Schritt als Schritt voller Konflikte, Verletzungen, Rückschlägen und zugleich als Chance, aber eine Chance ohne Garantie und mit »offenen Enden«.

Zement wird als das letzte der großen Müllerschen Epochen-gemälde über die Geburt einer neuen Zeit bezeichnet. Heiner Müller selbst sagte in einem Interview anlässlich der Uraufführung 1973: »Was mich an der Geschichte interessiert, ist das Feuer, nicht die Asche«. ¹³ Jahre danach nannte er es »ein zu spät geschriebenes Stück« ¹⁴.

Unter dem Aspekt des Wieder-Eintritts der Frauen in die Geschichte ist aufschlussreich, dass die Uraufführung im Auftrag, unter der Intendanz und in der Regie einer Frau stattfand: Ruth Berghaus. Ebenfalls aufschlussreich ist, dass vor allem die Dascha auf Unverständnis bis Ablehnung stieß, auch bei der damaligen Darstellerin Christine Gloger: »Als ich Zement zum ersten Mal las, hatte ich, was die Dascha betrifft, den Satz von meiner Mutter auf der Zunge: ›Er ist ja ne Seele von Mensch. Aber sie! ‹ Meine Sympathie und mein Mitleid gehörten dem Mann. Und über Dascha dachte ich:

13 Heiner Müller, in: Neues Deutschland vom 10.10.1973. Berlin.

14 Heiner Müller, in: Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen, Köln 1992, S. 243.

Dieses Monster, ein bisschen mehr Bescheidenheit täte es vielleicht auch. Ich mochte sie nicht. Wie das so ist mit Figuren: Man setzt sich auseinander, begreift, gewinnt sie irgendwie lieb, dann will man sie auch durchsetzen und verständlich machen, warum sie so sind und ihre Berechtigung haben.«¹⁵

Aufschlussreich ist, dass 1976 westdeutsche, vor allem männliche, Rezensenten die Aufführung in Frankfurt am Main und besonders die Darstellerin der Dascha hart kritisierten. Elisabeth Schwarz war ihnen zu wenig fraulich, sie habe nicht einmal das darstellerische Mittel der Ironie genutzt, um sich von dem Verhalten dieser Dascha zu distanzieren. Aufschlussreich ist, dass auch Heiner Müller diese Inszenierung kritisierte: Er fand sie »fürchterlich«. Peter Palitzsch habe das inszeniert »mit der Haltung, Bolschewiken sind auch Menschen, das zeigen wir euch jetzt mal. – Ganz falsch. Bolschewiki sind Marsmenschen. Sie sind so weit weg. Dann wird es Kunst.«¹⁶

Zweitens: *Medea-Spiel* (1974?)

Die Herausgeber haben diesen sehr kurzen Text¹⁷ 1974 datiert. Ich lese ihn als eine Art Lehr-Spiel, als lade Heiner Müller ein, die essentiellen und existentiellen Vorgänge aus dem Mythos herauszusezieren und sie metaphorisch und ohne Worte darzustellen.

Zunächst werden die Personen festgelegt: Ein Mann. Ein Mädchen. Mehrere Figuren mit Totenmasken. Dann die Handlung:

1. *Die Hochzeit.* Figuren mit Totenmasken binden das Mädchen mit seinem eigenen Gürtel an das Bett. Figuren mit Totenmasken bringen den Mann. Projektion: Geschlechtsakt.

2. *Die Geburt.* Die Frau wird gefesselt und geknebelt. Ihr Bauch schwillt an. Der Mann wird indes von Totenmasken mit Waffen behängt. Projektion: Geburtsakt.

3. *Der Tod.* Der Mann ist so schwer bewaffnet, dass er sich nur noch auf allen vieren fortbewegen kann. Die Frau nimmt ihr Gesicht ab, zerreißt das Neugeborene und wirft die Teile in Richtung des Mannes. Projektion: Tötungsakt. Auf den Mann fallen Trümmer, Gliedmaßen, Eingeweide.

In diesem Spiel gibt es keine Individuen. Nur der Titel deutet auf den Medea-Mythos. Müller reduziert den Vorgang auf seine Struktur. Das Spiel handelt von dem Kämpfen zwischen *dem* Mann und *der* Frau, aber weder der *Mann* noch die *Frau* haben die Möglichkeit, selbstbestimmt zu handeln. Beide werden durch die Totenmasken in Rollen geführt, handeln nach Mustern. Die einzige selbstbestimmte Tat in dem Spiel ist die Reaktion der Frau auf die Gewalttat und die Kriegsvorbereitung des Mannes: Indem die Frau die Maske abreißt, zeigt sie ihr individuelles oder ihr »wahres«(?) Gesicht, aber – ihr fällt nichts ein als ebenfalls eine Gewalttat zu begehen. Eine verzweifelte Aktion, zugleich eine Anpassung an Gewaltmechanismen. Auf diese Weise wird die Frau die Wiederholung des Vorgangs nicht verhindern. Beide, Mann und Frau, sind zwar gewalttätig, aber sie sind machtlos in dem Sinne, dass sie Zukunft nicht gestalten können.

Rückführung von Vorgängen auf ihre Struktur – eine von Müllers Schreibstrategien – sehen wir hier geradezu in Reinform. Indem

15 Christine Gloger 1991, in: Renate Ullrich: Mein Kapital bin ich selber. Gespräche mit Theaterfrauen in Berlin-Ost 1990/1991, Berlin 1991, S. 86.

16 Heiner Müller in: »Heiner Müller, warum zünden Sie keine Kaufhäuser an?« Interview von Patrick Landolt, Willi Händler, in: Heiner Müller: Gesammelte Irrtümer 2, Frankfurt/M. 1990, S. 155.

17 Heiner Müller: *Medea-Spiel*, in: Werke 1. Die Gedichte, Frankfurt/M. 1998, S. 176.

Müller den Zuschauerinnen und Zuschauern die Struktur eines historischen Vorgangs ausliefert, provoziert er sie, Fragen zu stellen. Verläuft Geschichte tatsächlich so? Ist das zwangsläufig? Wofür stehen die Totenmasken? Müller sagte: Die toten Geschlechter lasten auf den Lebenden. Deshalb, so verstehe ich das, müssen wir Lebenden das Studium der Vergangenheitsgeschichte als *Auseinandersetzung mit den Toten* betreiben. Der Zukunft wegen.

Drittens: Medea-Material (1949-1981/82)

bildet den mittleren und zentralen Teil einer Montage mit dem langen Titel *Verkommenes Ufer Medea-Material Landschaft mit Argonauten*¹⁸. Müller vollendete, montierte und veröffentlichte sie 1981/82. Das war die Zeit der Raketenstationierung in Europa und der weltweiten Angst vor einem dritten Weltkrieg, einem Atomkrieg. In diesem Kontext liest sich der Text als eine Warnschrift und als eine Zivilisationskritik, die weit über die Belange der DDR hinausgeht.

Der ersten Teil *Verkommenes Ufer* hatte Müller schon im Sommer 1949 geschrieben. Das war 4 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg und schon mitten im Kalten Krieg. Damals war Müller 23 Jahre alt und voller Hoffnung auf eine friedliche Entwicklung der Welt. Aber er beobachtete sehr genau, was um ihn herum geschah, nicht nur in der Weltpolitik, sondern in der Alltagskultur. In *Verkommenes Ufer* formuliert er seine Beobachtungen wie Schnappschüsse: Menschen beim Baden an einem See, Männer in der Berliner S-Bahn, pendelnd zwischen Arbeit, Wohnung und Puff, Frauen bei der Hausarbeit, zerstörte Natur, zerstörte zwischenmenschliche Beziehungen, zerstörte Geschlechterbeziehungen – dazwischen Kinder. Eine »Kriegs-Landschaft«, in die er Anspielungen auf das historische Gewordensein einschrieb, Ereignisse aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die Assoziationen wecken: Kriegstote, Lustmorde in Chicago, erhängte Deserteure mit dem Schild vor dem Bauch »Ich bin ein Verräter«. Dieser kurze Text endet mit den merkwürdigen Zeilen: »Auf dem Grund aber Medea den zerstückten / Bruder im Arm Die Kennerin / Der Gifte« (S. 74).

Warum kommt Müller in diesem Zusammenhang auf Medea? Warum »auf dem Grund«? Auf dem Grund der Geschichte? Auf dem Grund der Zerstörung? Antworten sucht er in den beiden folgenden Szenen der Montage.

Die Szene *Medeamaterial* hat er in dem historischen Jahr 1968 geschrieben. Es ist der einzige Dialog in dieser Collage. Hier sprechen Figuren, die mythologische Namen tragen: Amme, Jason und Medea. Aber es sind ganz heutige Figuren. Der Beginn des Dialoges, so Müller selbst, könnte das Stenogramm einer heutigen Auseinandersetzung zwischen Eheleuten sein.

Gezeigt wird genau der Ausschnitt aus Medeas Leben, der auch in Euripides' Tragödie gezeigt wird. Als Medea begreift, dass Jasons Entschluss, die Jüngere, Schöneren, Reichere und Mächtigeren zu heiraten, unumkehrbar ist, möchte sie sterben: »Ich / Bin nicht erwünscht hier Dass ein Tod mich wegnähm«. Jason, genervt, fragt: »Was warst du vor mir, Weib?«, als wäre sie vor ihm ein Nichts gewesen und nur durch ihn etwas geworden. Sie antwortet: »Medea« (S. 75). Damit ist das Leitmotiv für die Szene gegeben, die Identitätsproblematik: Sie war Medea – was ist sie jetzt?

18 Heiner Müller: *Verkommenes Ufer Medeamaterial Landschaft mit Argonauten*, in: *Werke 5. Die Stücke 3.*, Frankfurt/M. 2002, S. 71-84. Die in diesem Abschnitt in Klammern gesetzten Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

Auch sie beginnt – wie Dascha – , ihre Lage klug zu analysieren: in dieser verzweifelten Situation ein erster Schritt auf der Suche nach ihrer Identität.

Der Auslöser für die Analyse ist sein Verrat an ihr: »Dank für deinen / Verrat der mir die Augen wiedergibt / Zu sehen was ich sah« (S. 76). Verrat und seine historischen Folgen – das ist eines der großen Themen bei Müller.¹⁹ Jasons Verrat lässt Medea ihre Vergangenheit klar sehen. Wie etwas Fremdes. Sie begreift: Alles, was sie aus bedingungsloser Liebe für Jason getan hat, war auch *ihr* Verrat: Sein Sieg über Kolchis, die Kolonisierung ihres Landes, die Unterdrückung ihres Volkes, der Mord an ihrem Bruder, alles war auch ihr Verrat. Und zugleich war es *ihr Verrat an sich selbst*. Sie hatte aufgehört, Medea zu sein. Sie hatte ihm, so wörtlich, als »Sklavin, Werkzeug, Hündin, Hure, Sprosse auf der Leiter seines Ruhmes« (S. 75) gedient. *Er hatte sie erniedrigt und benutzt, aber sie hatte sich ihm freiwillig untergeordnet*. Das ist ein wichtiger Punkt bei Müller: die freiwillige Unterordnung der Unterdrückten und Ausgebeuteten unter die Herren.²⁰ Das bezieht er auf Klassen, Ethnien und Geschlechter.

Medeas erster Befreiungsschritt aus dieser Unterordnung ist also, dass sie »sieht«, begreift, erkennt. Der zweite ist, dass sie »abrechnet«: »Heute ist Zahntag Jason Heute treibt / Deine Medea ihre Schulden ein« (S. 79). Je genauer sie Schulden und Schuld analysiert, je öfter er auf ihre Argumente reagiert, um so deutlicher sieht sie: Ihre Lage ist aussichtslos. Medea – das heißt die Rat Wissende. Jetzt ist sie am Ende. Sie greift zum letzten Mittel, zur Gewalt. »Machtverlust«, so Hannah Arendt, verführt »sehr viel eher als Ohnmacht zur Gewalt, als könnte diese die verlorene Macht ersetzen.«²¹

Medea mordet die Nebenbuhlerin. Dann eine Steigerung ihrer Hilflosigkeit. Sie mordet ihre geliebten kleinen Söhne, die sie plötzlich als »Früchte des Verrats aus deinem Samen«, als ihre »kleinen Verräter« (S. 79) zu erkennen meint. Es ist eine Art Amoklauf, bei dem sie genau reflektiert, was sie tut: »Mit diesen meinen Händen der Barbarin / Händen zerlaugt zerstickt zerschunden vielmal / Will ich die Menschheit in zwei Stücke brechen / Und wohnen in der leeren Mitte Ich / Kein Weib kein Mann« (S. 79). Frau-Sein, Mann-Sein – die Unerträglichkeit der sozial konstruierten und tradierten Gegensätzlichkeiten – auch das ist ein großes Thema bei Heiner Müller²². Was will Medea sein? Ein Neutrum? Ein Ungeheuer? Ein Mensch?

Sie tötet die Kinder mit den Worten: »Küssen würdet ihr die Hand / Die euch den Tod schenkt kenntet ihr das Leben« (S. 79). Aber sie vollendet den Amoklauf nicht, bringt sich nicht selbst um. Als alles vorbei ist, glaubt sie, wieder sie selbst, wieder Medea zu sein: »Oh ich bin klug ich bin Medea Ich« (S. 80). Aber es ist Wahn, Selbstbetrug, Selbstaufgabe. Es ist, zumindest nach meinem Verständnis, ein Bild für die Pervertierung des Individualisierungsprozesses und ein radikales Bild für den Austritt der Frau aus der Geschichtsmächtigkeit durch Anpassung. Anpassung an patriarchal begründete Gewaltideologien und Gewaltpraktiken. – Aber: Diese Art von mörderischer Anpassung bedeutet zugleich auch eine Gefahr für patriarchal fundierte Gesellschaften, insofern sie das Bild, die Praxis und die Identität der domestizierten Frau zerstört.

19 Vgl. Heiner Müller: Der Auftrag, in: Ebenda, S. 11-42.

20 Vgl. ebenda, S. 22.

21 Hannah Arendt: Macht und Gewalt, München, Zürich 1970, S. 55. .

22 Siehe Heiner Müller: Quartett, in: Werke 5. Die Stücke 3. Frankfurt/M. 2002.

Der dritte Text der Montage *Landschaft mit Argonauten* beginnt mit der Frage nach der Identität: »Soll ich von mir reden Ich wer / Von wem ist die Rede wenn / Von mir die Rede geht Ich Wer ist das« (S. 80). Es ist ein Mann mit Namen Jason, der spricht. Es ist ein Ich, aber, so Müller in einer Anmerkung: »Wie in jeder Landschaft ist das Ich in diesem Textteil kollektiv« (S. 84). Es ist der Monolog eines kollektiven männlichen Ich, das Geschichte gemacht und erlitten hat – bis zur letzten Konsequenz, der kollektiven Selbstvernichtung.

Der Monolog besteht – ähnlich wie *Verkommenes Ufer* – aus einer Aneinanderreihung von Momentaufnahmen: Jasons Leben und Tod. Aber er geht weit darüber hinaus. Er beschreibt *Das Leben eines Mannes* (S. 81) durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart, von der frühen Kolonialisierung und der welthistorischen Entmachtung der Frau bis zu Panzerschlachten, Flugzeugangriffen, Medienschlachten. Das Leben eines Mannes im Spannungsfeld von Liebessehnsucht, technischem Fortschritt, fortschreitender Vernichtung von Natur und Mensch: »Ich spürte MEIN Blut aus MEINEN Adern treten / Und MEINEN Leib verwandeln in die Landschaft MEINES Todes« (S. 83).

Die Montage ist eine Warngeschichte von historischer Dimension, besonders heute, in der Zeit militärischer, sozialer und politischer Kriege und fortschreitender Umweltzerstörung.

Christa Wolf: Medea. Stimmen. Roman

Im Jahr 1996 erzählte Christa Wolf die Geschichte der Medea wiederum völlig anders. Sie schrieb diesen Roman knapp eineinhalb Jahrzehnte nach *Kassandra*, ihrem ersten Buch über eine Frau aus der antiken Mythenwelt, in dem sie darüber nachgedacht hatte, wer *Kassandra* gewesen sein könnte, bevor sie aufgeschrieben wurde. In *Medea. Stimmen* stellt sie die Frage: Warum und aus wessen Interesse wurde Medea zum Mythos von der Kindermörderin? Christa Wolf benutzt einen großen Teil der im Mythos erzählten Fakten, wertet sie um und erfindet einige Figuren und Vorgänge neu. Und, um es gleich vorwegzunehmen: Bei Christa Wolf tötet nicht Medea ihre Söhne wie bei Euripides, sondern die Korinther steinigen sie – ganz wie in dem uralten Mythos. Die Rezensionen, wiederum vor allem die von männlichen Kritikern aus den alten Bundesländern, waren ziemlich negativ: Warum muss dieses Buch *Medea* heißen, wenn doch die Frau ihre Kinder nicht umbringt? Außerdem wurde der Roman als Schlüsselroman gelesen: Die Frau aus dem Osten (Kolchis), die in den Westen (Griechenland) kommt, habe sich selbst (Medea) als emanzipierter darstellen wollen als die Frauen im Westen. Sie habe den Osten (die DDR) und sich selbst (kurzzeitige Stasi-Informantin in den fünfziger Jahren) entlasten wollen, indem sie den Westen (Korinth) anklagt, ebenfalls Leichen im Keller zu haben. Und so weiter. Unterm Strich kommt bei vielen heraus: Wir wollen unsere eifersüchtige, rasende Kindermörderin wiederhaben!

Meiner Ansicht nach haben diese Kritiker den Roman mit der Brille der Vorurteile gelesen, die über Christa Wolf nach der Wende in der Öffentlichkeit geschürt wurden. Wer aber mit dieser Brille liest, verbaut sich den Zugang zu dem, was wirklich erzählt wird. Erzählt wird die Geschichte der Medea als die immer und immer

wieder und auch gegenwärtig hochaktuelle Geschichte von der dehumanisierenden Macht von Vorurteilen und der Herstellung und Benutzung eines Sündenbocks.

Genau genommen erzählt Christa Wolf mehrere Geschichten in einer. Sie erzählt erstens: die Geschichte der politisch interessierten jungen Königstochter Medea, die es aus politischen Gründen in ihrer Heimat Kolchis nicht ausgehalten hat; denn ihr Vater hat seinen Sohn, Medeas Halbbruder, ermorden lassen. Das war in bestimmten Phasen des Übergangs vom Matriarchat zum Patriarchat ein durchaus üblicher Vorgang, der dem Erhalt der eigenen Macht diene.

Wolfs Medea nutzt die Chance zur Flucht mit Jason, bekommt von ihm zwei Söhne und gerät in ein Land (Korinth), dessen König ebenfalls aus Gründen seiner Machterhaltung eine Leiche im Keller hat: die Königstochter Iphinoe. Soweit die Vorgeschichte.

Medea entdeckt aus Zufall die Leiche in Korinths Keller. Sie hat nicht die Absicht, diese ihre Entdeckung zu veröffentlichen. Aber sie stellt Fragen. Mit diesem Wissen und ihren Fragen ist sie gefährlich.

Gefährlich ist sie auch, weil sie aus Kolchis Haltungen mitgebracht hat, in denen das Matriarchat noch nachklingt: Sie trägt bunte Farben und offene Haare; sie geht ohne Begleitung auf die Straße; sie ist, obwohl mit Jason verheiratet, allein erziehend und hat einen Liebhaber. Alles das könnte befreiend auf die Frauen von Korinth wirken. Und das darf nicht sein. Besonders weil Medea Umgang mit der völlig eingeschüchterten Königstochter Glauke hat und diese zu Selbstbewusstsein ermuntert. Medea, Fremde, emanzipatorisches Vorbild und vertuschten Geschichten auf der Spur – das ist eine potentielle Gefahr. Sie muss beobachtet, überwacht und in Schach gehalten werden.

Als ein Erdbeben das Land Korinth verwüstet und danach wegen ungenügender hygienischer Maßnahmen in den Armenvierteln die Pest ausbricht, wird seitens der Herrschenden angedeutet, das sei eine Strafe der Götter, an der Medea, ihr Lebenswandel, ihre Vergangenheit schuld seien. Sündenböcke gibt es nicht erst im Alten Testament, sondern schon weit vorher, und durch die Jahrtausende hindurch bis heute. Es gibt Sündenböcke, denen kollektive Schuld aufgeladen wird, und solche, denen individuelle Schuld aufgeladen wird. In Korinth wird das Gerücht gestreut, Medea sei die Mörderin ihres Bruders.

Christa Wolf erzählt zugleich die Geschichte der Medea als einer Frau, die versucht, als Mittlerin zwischen den Fremden und den Einheimischen zu agieren, indem sie am Leben und an den Feiern beider teilnimmt. Damit gerät sie zwischen die Fronten der auf beiden Seiten aufgebrachten Menge. Christa Wolf beschreibt, wie Wahn, Grausamkeit, Gewalt in unzufriedenen, aufgebrachten, aufgehetzten Massen entstehen und wie leicht der Hass von allen Seiten auf Sündenböcke gelenkt werden kann.

Im Zusammenhang damit beschreibt sie Medeas Konflikt als den Konflikt eines Menschen, der den politischen Anspruch erhebt, Menschenopfer für Götter, Menschenopfer für Machtinteressen, abzuschaffen, und der in die tragische Situation gerät, ein Massaker, Menschenopfer genannt, zu erleben und es nur begrenzen, aber nicht verhindern zu können.

Christa Wolf beschreibt, wie Medea wegen einer Tat, die sie nicht begangen hat, vom Korinther Gericht verbannt wird, in die Wüste

geht, begleitet von einer Kolcherin, sonst ohne Kontakt zu Menschen. Sie darf ihre Kinder nicht mitnehmen. Diese werden, ganz wie im alten Mythos gesteignet.

Um diese vielen Geschichten in einer zu erzählen, nutzt Christa Wolf einen Kunstgriff: Sie lässt Stimmen sprechen. Sechs Personen erzählen in elf Monologen den Verlauf der Vorgänge in Korinth jeweils aus ihrer eigenen individuellen Perspektive, beschreiben ihre Interessen, ihre Absichten. So werden nicht nur die Machtgeflechte, die unterschiedlichen Charaktere, Motive, Vorgeschichten erkennbar, sondern klar wird auch, was sie realiter voneinander halten, warum sie jemandem schaden, obwohl sie ihn als Persönlichkeit achten, oder warum sie jemanden fördern, obwohl sie ihn verachten.

Christa Wolf schafft es, individuelle Geschichten in ihrer historischen Dimension und Geschichte als Interessen- und Handlungsgeflecht von Individuen zu zeigen. Sie macht nicht nur durchschaubar, *warum und wie ein Sündenbock hergestellt wird*. Sie macht auch durchschaubar, *wie, aus welchen Interessen, mit welchen Mitteln ein Mythos gemacht wird*. In diesem Falle ein frauen- und fremdenfeindlicher.

Jahre später, als Arinna, die Tochter von Medeas Begleiterin, die beiden verwilderten Frauen in der Wüste gefunden und informiert hat, fasst Medea ihre Erfahrungen zusammen: Die Kinder »Tot. Sie (die Korinther) haben sie ermordet. Gesteignet, sagt Arinna. Und ich habe gedacht, ihre Rachsucht vergeht, wenn ich gehe. Ich habe sie nicht gekannt. (.). Und die Korinther sollen immer noch nicht fertig sein mit mir. Was reden sie. Ich, Medea, hätte meine Kinder umgebracht. Ich, Medea, hätte mich an dem ungetreuen Jason rächen wollen. Wer soll das glauben, fragte ich. Arinna sagte: Alle (...). Arinna sagt, im siebten Jahre nach dem Tode der Kinder haben die Korinther sieben Knaben und sieben Mädchen aus edlen Familien ausgewählt. Haben ihnen die Köpfe geschoren. Haben sie in den Hera-tempel geschickt, wo sie ein Jahr verweilen müssen, meiner toten Kinder zu gedenken. Und dies von jetzt an alle sieben Jahre. So ist das. Darauf läuft es hinaus. Sie sorgen dafür, dass auch die Späteren mich Kindsmörderin nennen sollen.«²³

23 Diesen Brauch mit dieser Wirkungsabsicht gab es in Athen sehr lange.

WERNER RUF

Africom – Ressourcen statt Freiheit

Der Sprung der USA nach Afrika

1. Africom

Im 21. Jahrhundert scheinen geostrategische Konzepte wieder die internationale Politik zu bestimmen. Hintergrund ist die Sicherung der in voraussichtlich 40 Jahren zu Ende gehenden Öl- und Gasvorräte des Planeten. Die Kriege in Afghanistan und Irak, die latente Kriegsdrohung gegen Iran sind nur die herausragenden Indizien für den Willen zu einer imperialen Neugestaltung der Welt, in der die Kontrolle der industriellen Grundlagen der kapitalistischen Wirtschaftsweise zur Bedingung für die Aufrechterhaltung des Systems wird. Hierzu gehören nicht nur die Ressourcen selbst, sondern in gleichem Maße die Kontrolle über die Transportwege – sei dies mittels *Enduring Freedom* am Horn von Afrika, mit dem Bau von Pipelines vom Kaspischen Meer durch Afghanistan an den Indischen Ozean oder durch den Bau neuer Pipelines wie *Nabucco*, die gezielt um Russland herumgeführt werden: Der Verlauf dieser Pipeline durch Georgien macht das Land zum geostrategischen Faustpfand, so wie Russland – noch immer einer der größten Energieproduzenten – durch die NATO-Mitgliedschaft der baltischen Staaten und die US-Raketenstationierung in Polen von Westen her in die Zange genommen werden soll. Relativ unbemerkt von der Weltöffentlichkeit gerät Afrika ins Fadenkreuz neoimperialistischer Interessen und ihrer globalstrategischen Zielsetzungen. Angesichts des Ressourcenreichtums des »Schwarzen Kontinents« ist dies jedoch geradezu zwingend.

So erklärte Präsident George W. Bush: »Dieses neue Kommando wird unsere Sicherheit in Zusammenarbeit mit Afrika verstärken und helfen, neue Möglichkeiten zu schaffen, um die Fähigkeiten unserer Partner in Afrika zu unterstützen. Africa Command wird unsere Anstrengungen steigern, um zu helfen, Frieden und Sicherheit zu den Völkern Afrikas zu bringen und unsere gemeinsamen Ziele der Entwicklung, Gesundheit, Erziehung, Demokratie und wirtschaftliches Wachstum in Afrika zu fördern.«¹ Am folgenden Tag, dem 7. Februar, wurde die Einrichtung von *US African Command* (im Folgenden: Africom) offiziell bekannt gegeben und vom Europäischen Kommando der USA (EUCOM) in Stuttgart in einer Power Point Präsentation² sowie fast zeitgleich im Pentagon³ der Presse vorgestellt. Diesem Konzept zu Folge ist Afrika für die USA »von signifikanter strategischer und wirtschaftlicher Bedeutung«. Hauptaufgabe von Africom ist es, »die Fähigkeit unserer Afrikanischen Partner auszubilden, um Konflikte zu reduzieren, Sicherheit

Werner Ruf – Jg. 1937; Friedensforscher, em. Professor für Internationale und Intergesellschaftliche Beziehungen und Außenpolitik an der Universität Kassel, Mitglied der dortigen Arbeitsgruppe Friedensforschung, Mitarbeit im Gesprächskreis Friedens- und Sicherheitspolitik der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Zuletzt in UTOPIE kreativ (mit Peter Strutyński): *Militärinterventionen: verheerend und völkerrechtswidrig*, Heft 205 (November 2007).

Der Artikel ist eine erweiterte und überarbeitete Fassung des Beitrages: *Geopolitik und Ressourcen: Der Griff der USA nach Afrika*, in: *Österreichisches Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung* (Hrsg.), Projektleitung: Thomas Roithner: *Von kalten Energiestrategien zu heißen*

Rohstoffkriegen? Schachspiel der Weltmächte zwischen Präventivkrieg und zukunftsfähiger Rohstoffpolitik im Zeitalter des globalen Treibhauses, Dialog 54 – Beiträge zur Friedensforschung, Lit-Verlag Münster, Hamburg, London, Berlin, Wien 2008.

1 <http://www.eucom.mil/africom/transcripts/slides070000Lfeb2007.pdf> abgerufen 27. Juni 2007.

2 A. a. O. Übersetzung aus dem Englischen hier und im Folgenden W. R.

3 <http://www.defenselink.mil/transcripts/transcript.aspx?transcriptid=3882> abgerufen 30. Juni 2007.

4 International Institute for Strategic Studies: Strategic Comments, Vol. 14, Issue 2, March 2007.

5 Le Quotidien d'Oran, 2. Juli 2005.

zu verbessern, Terroristen niederzukämpfen (*defeat terrorists*), regionale Antworten auf Krisen zu unterstützen.« Die geplante und z. T. schon seit Jahren im Gang befindliche Zusammenarbeit mit den Streitkräften afrikanischer Partnerstaaten zielt darauf,

- Fähigkeiten der Partner auszubilden;
- US-Regierungsorganisationen bei der Implementierung von Sicherheitspolitiken zu unterstützen;
- Sicherheitszusammenarbeit auf dem Gefechtsfeld durchzuführen;
- Die Fähigkeiten zur Terrorismusbekämpfung der Partner zu verstärken;
- Humanitäre Unterstützung zu verstärken, Katastrophen zu mildern, Gegenmaßnahmen (*response activities*) zu verbessern;
- Den Respekt der Menschenrechte zu befestigen;
- Afrikanische regionale Organisationen zu unterstützen;
- Militärische Operationen durchzuführen.

Wie die im Dokument vorgestellte Karte zeigt, verliert das europäische Kommando (EUCOM) in Stuttgart seine Zuständigkeit für Teile Afrikas, ebenso verlieren das Northern Command (Northcom) und das Southern Command (Southcom) im Atlantik potentielle Zuständigkeiten. Das bisher Ostafrika einschließende asiatische Central Command (Centcom) bleibt vorläufig weiter zuständig für Ägypten. Das Pazifische Oberkommando (Pacom) tritt seine Zuständigkeit für Madagaskar ebenfalls an Africom ab. Damit wird endgültig die »afrikanische Lücke« geschlossen, die bisher noch nicht vom weltweit etablierten Netz der US-Oberkommandos abgedeckt war. Voll operationsfähig soll Africom im September 2008 sein, der Stab soll etwa 1 000 Mann umfassen. Zum Oberkommandierenden wurde der derzeit einzige im aktiven Dienst befindliche US-General schwarzer Hautfarbe William E. Ward, bisher Vize-Kommandierender von EUCOM, ernannt.

Doch ist Africom keineswegs ein *ex nihilo* geschaffenes neues Instrument der US-Außenpolitik: Schon seit Jahren hatte EUCOM durch Schiffspatrouillen im Golf von Guinea den Transport von Kohlenwasserstoffen aus Angola, Nigeria und Äquatorial-Guinea und Stützpunkte entlang der westafrikanischen Küste überwacht.⁴ Insbesondere seit September 2001 wurden die militärischen Ausbildungs- und Trainingsprogramme (*International Military Education and Training*, IMET) der USA in den meisten afrikanischen Staaten etabliert oder erweitert. 2002 gründeten die USA in der Folge von 9/11 die *Pan Sahel Initiative*, die dann 2005 durch die *Trans-Sahara Counterterrorism Initiative* (TSCTI) abgelöst wurde. Hauptaufgabe der beiden Initiativen ist die Ausbildung afrikanischer Soldaten für die Terrorismusbekämpfung durch die *US-Special Operation Forces*.

Geburtsstunde der TSCTI war das gemeinsam mit sieben Anrainerstaaten der Sahara durchgeführte große Manöver »Flintlock« Ende Juni 2005, an dem 2 000 afrikanische und 800 US-Soldaten teilnahmen.⁵ Zentrale Aufgabe war die Ausbildung einheimischer Fähigkeiten, um – gegebenenfalls unter Führung der USA – integrierte Operationen jener Länder der Region durchzuführen, die sich an der Organisation beteiligen wollen. Dies sind derzeit Algerien, Mali, Mauretanien, Marokko, Niger, Nigeria, Senegal, Tunesien und

Tschad. Libyen soll später einbezogen werden. Hauptaufgabe der TSCTI ist die Bekämpfung des islamischen Extremismus in der Region.⁶ Das Budget von TSCTI beträgt 100 Millionen US \$ jährlich. Dieses Budget dürfte Africom – jenseits der für diese Organisation vorgesehen Mittel – weiter zur Verfügung stehen.

Für Africom selbst, das ja erst im Herbst 2008 voll funktionsfähig sein soll, wurden für das Jahr 2007 50 Millionen US \$ bereitgestellt. Die wesentliche Finanzierung der operativen Kosten erfolgt jedoch durch die Mitgliedsländer, die von ihnen zur Verfügung gestellten Truppen und vor allem durch die Aufrüstung der Sahel-Staaten im Rahmen der US-Militärhilfe. Langfristiges Ziel der USA sind ein umfassendes militärisches Unterstützungsprogramm und der Ausbau militärischer US-Präsenz von Somalia und Äthiopien über den gesamten nordafrikanischen und Sahelraum, mindestens bis zum Golf von Guinea.⁷ In diesen Kontext gehört auch die Operation Enduring Freedom zur Kontrolle der Seewege am Horn von Afrika und die in Djibouti stationierte, 1 700 Mann starke, *Combined Joint Task Force – Horn of Africa*.⁸

Ein Oberkommando braucht jedoch einen Standort. Lange sah es so aus, als ob hierfür Algerien in Frage käme, das sich ja seit dem Militärputsch gegen die ersten freien Parlamentswahlen im Januar 1992 im »Antiterrorkampf« in besonderer Weise profiliert und insbesondere seit dem 11. Sept. 2001 seine »Sicherheitszusammenarbeit« mit der US-Regierung intensiviert hatte.⁹ In der Folge massiver Waffenkäufe Algeriens in Russland und wegen der Informationspolitik der US-Botschaft im Zusammenhang mit den Bombenanschlägen in Algerien am 11. April 2007 kam es zwischen beiden Ländern zu erheblichen Verstimmungen.¹⁰ Mittlerweile hat auch Algiers regionaler Rivale Marokko¹¹ zu verstehen gegeben, dass es kein Interesse hat, dieses Oberkommando auf seinem Boden zu etablieren. Ähnlich scheinen auch Ghana, Senegal und Nigeria zu reagieren, und die kenianische »Daily Nation« warnte vor der Präsenz »riesiger amerikanischer Basen.«¹² Auch in autoritären afrikanischen Staaten scheint sich die öffentliche Meinung auf Regierungspositionen auszuwirken, da die US-Außenpolitik allgemein als aggressiv und imperialistisch wahrgenommen wird. Als letztes Ressort könnten sich hier Djibouti mit der ohnehin schon erheblichen US-Präsenz erweisen oder Äthiopien, dessen Einmarsch in Somalia zum Zwecke des Sturzes der dortigen auf einer breiten Legitimität basierenden Regierung der »islamischen Gerichte« von den USA mit massiver Luftunterstützung vorangetrieben wurde. Das deklarierte Ziel von Africom, die »Demokratisierung« Afrikas, könnte wie in Irak und Afghanistan am Willen der Bevölkerung des Kontinents scheitern.

Es sieht derzeit danach aus, dass die USA auf ein landgestütztes Kommando in Afrika verzichten müssen. Vorläufig wird es wohl in Stuttgart bleiben.¹³ Pikanterweise führte das auch zu Auseinandersetzungen bei den hessischen Landtagswahlen: Die USA wollten ihr Oberkommando nach Wiesbaden verlegen, Africom in Stuttgart belassen. Die LINKE wandte sich massiv gegen diese von Ministerpräsident Koch befürworteten Pläne. Ein Schwerpunkt der geplanten Operationen liegt auf der Überwachung der Küsten.¹⁴ Umfangreiche Manöver etwa mit Marokko, an denen der Flugzeugträger

6 <http://www.globalsecurity.org/military/ops/tscti.htm>, abgerufen 1. 3. 07.

7 Vgl. dazu die Verlautbarungen des US State Department unter <http://www.state.gov/documents/organization/31936.pdf>; auch: <http://www.state.gov/t/pm/rls/rpt/fmtrpt/2006/74682.htm> abgerufen am 27. Dezember 2006.

8 A.a.O.

9 Werner Ruf: Terrorismus und US-Geopolitik. Algeriens Rolle im Anti-Terrorkampf; in: INAMO Nr. 50, Sommer 2007, S. 37-40.

10 Die US-Botschaft hatte, ohne die algerischen Behörden zu informieren, auf ihrer Website vor weiteren, für den 14. April bevorstehenden Anschlägen gewarnt. Etwa zeitgleich wurde der Direktor einer Joint Venture der algerischen Sonatrach und der US-Firma Brown Root and Condor wegen Bestechungsverdachts verhaftet. BRC ist ein Privates Militärisches Unternehmen und Tochter von Halliburton.

11 So besuchten im Juni 2007 der Direktor des FBI Robert S. Muller und CIA-Chef Michael Hayden Marokko, wenn auch ohne offensichtlichen Erfolg für die Stationierung von Africom. Vgl. L'expression, 3. Juli 2007.

12 Vgl. IISS a. a. O.

13 So die algerische Zeitung Liberté am 18. Mai 2008.

14 Daniel Volman: The Scramble for African Oil, in: New African, Juli 2006, S. 20.

USS Enterprise und rund 20 000 Mann teilnahmen, und zahlreiche weitere Manöver vor allem im Golf von Guinea deuten darauf hin, dass solche Pläne ernsthaft erwogen werden, reichen doch Seestreitkräfte mit Flugzeug- und Helikopterträgern völlig aus, um präzise Luftschläge gegen Gruppen auszuführen, die die Sicherheit der Öltransport- und Verladeeinrichtungen gefährden, oder aber um »Terroristen« zu vernichten. Ein seegestütztes Oberkommando mit logistischem Kopf in Stuttgart stünde nicht im Widerspruch zur Einrichtung kleinerer Stützpunkte überall dort, wo die *Special Operation Forces* oder auch private militärische Unternehmen die Ausbildung einheimischer Truppen betreiben, die dann nach Bedarf auf das Gefechtsfeld geführt werden können.

2. Der Kampf um energetische Ressourcen

Die Feststellung, dass *Peak Oil* unmittelbar bevorsteht oder sogar schon überschritten ist, ist inzwischen eine Banalität¹⁵. Die Rivalität um diesen zentralen Rohstoff wird verschärft durch die rasante Entwicklung Chinas und Indiens und deren Aufstieg zu industriellen Großmächten. Der von der US-Administration erklärte »Krieg gegen den Terror« verfolgt in Wirklichkeit harte Ziele im Bereich der Energiesicherung: Die Kriege in Afghanistan und Irak und der mögliche Krieg gegen den Iran schließen die Landbrücke zum kaspischen Becken. Der Konflikt in Georgien ist ein weiteres Indiz für die sich verschärfenden Rivalitäten, bei denen es neben der Sicherung der Förderstätten auch um die Kontrolle der Transportwege geht: Die vor allem von der EU geplante und finanzierte Pipeline Nabucco führt von Baku am Kaspischen Meer durch Georgien über die Türkei bis nach Ungarn und Österreich und vermeidet russisches Territorium, wohl auch um Russland von den Renteneinnahmen für den Transport abzuschneiden.

Sowohl die EU¹⁶ wie auch die Bundesrepublik Deutschland¹⁷ haben in dieser Welt der neuen Rivalitäten ihre Ansprüche auf nationale militärische Sicherung der Rohstoffzufuhr angemeldet. Im Vordergrund der Diskussion über Großmachtrivalitäten in Afrika, die auf die Energiesicherung gerichtet sind, steht derzeit China, dem eine Aufmerksamkeit zuteil wird, die von den Aktionen der übrigen großen Mächte wohl eher ablenken soll oder aber als Anmaßung und Einmischung in die traditionellen Herrschaftsräume der USA und der früheren Kolonialmächte dargestellt wird.

Africom ist Teil des Projekts des *Greater Middle East*, der für Vordenker der US-Außenpolitik wie Asmus und Pollack »von Nordafrika bis Pakistan« reicht.¹⁸ Dies unterstrich auch der US-Botschafter in Algier in einem Interview.¹⁹ Der *Council on Foreign Relations* hatte 2006 unter dem wegweisenden Titel *More than Humanitarianism: A Strategic U.S. Approach Toward Africa* eine voluminöse Studie²⁰ erstellen lassen. Der Studiengruppe gehörten hochrangige Personen aus Politik, Finanzwelt und Wissenschaft an. Die Studie hebt vor allem den Energiereichtum Afrikas hervor, die wachsende Rolle Chinas auf dem afrikanischen Kontinent, die terroristischen Bedrohungen und die AIDS- und Menschenrechtsproblematik. Betont wird, dass es in wachsendem US-Interesse liegt, die Ölzufuhr in zunehmendem Maß unabhängig von den mittelöstlichen Ölfeldern

15 Siehe u. a.: Elmar Altvater: Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen, Münster 2006; Thomas Schmitt: Spekulieren auf die Zeit ohne Öl, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 20. Dezember 2006, S. 58; Andreas Zumach: Die kommenden Kriege, Köln 2005.

16 European Union Institute for Security Studies 2003: European Security Strategy, Paris 2003.

17 Bundesministerium der Verteidigung: Weißbuch 2006 zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr, Berlin: BMVg, 2006, Online-Fassung, S. 9.

18 Ronald D. Asmus, Kenneth M. Pollack: Transformation des Mittleren Ostens. Das neue transatlantische Projekt, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Nr. 12/2002, S. 1457-1466.

19 Liberté, 14. September 2006.

20 Council on Foreign Relations: More than Humanitarianism: A Strategic U.S. Approach Toward Africa, Independent Task Force Report No. 56, Washington 2006, 174 S.

zu machen: Besondere Aufmerksamkeit gilt Nigeria, Angola, der Golf von Guinea, Tschad, Sudan, Äthiopien und die off-shore-Regionen von Namibia und Kenia. Nach Schätzungen des Berichts werden im Zeitraum 2005-2010 rund 20 Prozent der US-Ölimporte ausschließlich aus dem Golf von Guinea kommen – was die Toleranz gegenüber einer der fürchterlichsten afrikanischen Diktaturen, Äquatorial-Guinea, erklären hilft.²¹ Hervorgehoben wird auch die Qualität des afrikanischen Öls, das besonders schwefelarm und damit umweltfreundlicher ist.

Bereits unter Bill Clinton war die Diversifizierung der Ölimporte massiv vorangetrieben worden.²² Und der frühere stellvertretende Außenminister für Afrika, Walter Kansteiner, hatte bei einem Besuch in Nigeria im Juli 2002 unzweideutig erklärt, dass die Carter-Doktrin²³ nun auch für Afrika gelte, da afrikanisches Öl von strategischem Interesse für die USA sei.²⁴ In der Tat werden nur noch in Afrika nennenswerte neue Lagerstätten entdeckt. Die USA planen eine Steigerung ihrer Importe aus dem schwarzen Kontinent von derzeit etwa 13 Prozent ihrer Öl-Einfuhren auf rund 25 Prozent im Jahre 2013.²⁵ Daher wird dem Aufgabengebiet von Africom der gesamte afrikanische Kontinent zugewiesen, denn Kohlenwasserstoffvorräte finden sich nicht nur im saharischen Raum, sondern vor allem auch im Golf von Guinea, in Angola, im Sudan und nicht zuletzt auch im vom »Terrorismus« bedrohten Somalia,²⁶ ebenso wie im bitter armen Staat Niger, der außerdem drittgrößter Uran-Produzent der Welt ist.

Damit berührt die militärische Expansion der USA direkt die nach wie vor massiven Interessen Frankreichs in seinen ehemaligen Kolonialgebieten und damit auch die der EU²⁷: Eine Drehscheibe französischer und europäischer Afrikapolitik ist nach wie vor Algerien, und die vom neuen französischen Präsidenten vorgeschlagene Mittelmeer-Union kann gleichfalls als Teil einer Gegenoffensive Frankreichs (und der EU) gegen die US-Präsenz im Energiesektor des westlichen Mittelmeers verstanden werden: Die USA sind massiv im algerischen Erdölsektor präsent, sie beziehen fast die Gesamtheit des in algerische Häfen verflüssigten Erdgases, die Aussöhnung mit Libyen erklärt sich gleichfalls aus diesem Kontext.

Auch das deutsche Interesse an der Region ist manifest.²⁸ Motiv für die französischen, deutschen und europäischen Bemühungen sind zum Einen die geografische Nähe Algeriens und der Ausbau der schon bestehenden Gas-Pipelines über Marokko/Spanien und Tunesien/Italien, ebenso wie die von der algerischen Sonatrach projektierte Trans-Sahara-Pipeline von Nigeria nach Algerien; zum Anderen aber die Sorge um die mögliche Entstehung einer Gas-OPEP: Im Januar beschlossen die russische Gasprom, von der die EU 28 Prozent ihrer Gasimporte bezieht, und die algerische Sonatrach, die 12 Prozent der Importe liefert, eine enge Zusammenarbeit bei der Förderung und Vermarktung von Erdgas. In diesen Kontext gehört auch der Besuch des iranischen Präsidenten Ahmadinedjad in Algerien Anfang August 2007, bei dem die Zusammenarbeit im Energiebereich (Iran ist der drittgrößte Erdgasproduzent) und im Bereich der Nukleartechnologie im Vordergrund stand (mit Hilfe der USA baut Algerien derzeit Atomanlagen auf).²⁹

21 So wurden 2006 auch Äquatorial-Guinea und Sudan in das IMET-Programm der USA aufgenommen. Siehe Volman, a. a. O., S. 19.

22 Volman, a. a. O., S. 18-21.

23 In Reaktion auf die iranische Revolution hatte der damalige US-Präsident Jimmy Carter am 23. Januar 1980 vor dem Kongress erklärt: »Jeder Versuch einer fremden Macht, die Kontrolle über die Region am Persischen Golf zu erlangen, wird als Angriff auf die lebenswichtigen Interessen der Vereinigten Staaten angesehen. Jeglicher Angriff dieser Art wird mit allen Mitteln zurückgeschlagen werden, auch mit militärischen.« Mit der Gründung von CENTCOM wurde die Doktrin militärisch untermauert.

24 Volman, a. a. O. S. 18.

25 FAZ 24. April 2007.

26 So berichtete die FAZ am 20. Januar 1993, S. 3, also während der mit großem Medienaufwand durchgeführten Operation »Restore Hope«, dass laut einer Studie der Weltbank von 1991 Somalia an erster Stelle jener acht afrikanischen Staaten liegt, in denen Ölvorkommen vermutet werden. Schon zu Zeiten des Diktators Siad Barre waren die US-Firmen Conoco, Chevron, Amoco, Phillips prospektierend in Somalia tätig. Vgl. auch die Sendung NDR-Zeitgeschehen vom 18. November 1993 und Der Spiegel Nr. 9 vom 28. Februar 2005, S. 119.

27 Die EU-Kommission hat im Juni 2007 Algerien eine »strategische Partnerschaft«

im Bereich der Energielieferung vorgeschlagen (Liberté, 19. Juni 2007).

28 Wirtschaftsminister Glos besuchte während der deutschen Ratspräsidentschaft im Februar 2007 Algerien an der Spitze einer hochrangigen Wirtschaftsdelegation mit Vertretern von Siemens, MAN, Wintershall etc. Auch die Einladung des algerischen Staatpräsidenten zum G-8-Gipfel nach Heiligendamm gehört in diesen Kontext, ebenso wie die deklaratorische Aufmerksamkeit, die Afrika auf dem Gipfel zuteil wurde oder die Fürsorge des derzeitigen Bundespräsidenten Horst Köhler für den Schwarzen Kontinent. Vor allem aber der Besuch von Kanzlerin Merkel am 16. und 17. Juli dieses Jahres stand ganz im Zeichen der Sicherung der Energiezufuhr.

29 El Watan, 6. August 2007.

30 Wolf Kinzel, Sascha Lange: Afrika im Fadenkreuz der USA?, SWP-Aktuell 17, Berlin, März 2007, S. 4.

31 Institute for Security Studies: European Defence. A Proposal for a White Paper, Paris 2004.

32 A. a. O., S. 32: Jenseits des Hinweises auf die Völkerrechtswidrigkeit der National Security Strategy und der dort geforderten Präventivkriegsstrategie wird der Bruch der USA mit dem bisher geltenden Multilateralismus kritisiert: »Die NATO, das Rückgrat der transatlantischen Partnerschaft, verkommt zu einem Werkzeugkasten für die amerikanische Tagesordnung, der sich die Alliierten unterzuordnen haben oder aber das Risiko eingehen, ignoriert zu werden.«

Klassisches Standbein der französischen Afrikapolitik sind dagegen die ehemaligen Kolonien in West- und Zentralafrika, wo Frankreich mit nahezu der Gesamtheit der Regierungen Militärabkommen geschlossen und Truppen stationiert hat, die oft genug »stabilisierend« in innenpolitischen Wirren eingegriffen haben. Die US-Expansion in Afrika wird in Paris auch als Bedrohung seiner (und der europäischen) Einflussphäre empfunden. So haben die Auseinandersetzungen in Tschad dazu geführt, dass die EU inzwischen mit einer UN-mandatierten Militärintervention (3 000 Soldaten) im Tschad präsent ist, wobei es vor allem um den Schutz französischer Interessen vor dem massiven Vordringen der USA und um die Sicherung der Pipeline geht, über die das tschadische Öl durch die ehemalige französische Kolonie Kamerun zum Golf von Guinea transportiert wird.

Auch die dem deutschen Bundeskanzleramt zuarbeitende Stiftung Wissenschaft und Politik stellt fest: »Verstärkte Anstrengungen im Rahmen der Terrorbekämpfung sind wohl nicht der Hauptgrund für die Einrichtung des AFRICOM. Vielmehr scheinen die Sorgen um die künftige Energieversorgungssicherheit und die Einschätzungen der Rolle Afrikas in diesem Kontext das wesentliche Motiv zu sein. (...) Andererseits könnte ein starkes amerikanisches Handlungsinteresse auch zu einer ausgeprägteren Orientierung der NATO auf diese Region führen, die wiederum in Konkurrenz zur Europäischen Sicherheits- und Verteidigungspolitik (ESVP) und zum EU-Battle-Groups-Konzept treten könnte. Damit ist nicht nur die Frage nach der Haltung anderer europäischer Staaten wie Frankreich aufgeworfen, sondern auch die Frage nach der deutschen Position in einem derartigen Konkurrenzverhältnis.«³⁰

Africom ist also der Versuch, in einer sich verschärfenden Rivalität unter den Großmächten mit militärischen Mitteln Energiesicherung zu betreiben. Nicht nur China, auch die EU positioniert sich: Im (vorläufig gescheiterten) Verfassungsentwurf wird der ESVP ein hoher Stellenwert zugewiesen und eine kontinuierliche Aufrüstung gefordert, das EU-eigene Pariser *Institut für Sicherheitsstudien* hatte im Mai 2004 den Entwurf eines europäischen Verteidigungs-Weißbuchs³¹ präsentiert, das nicht nur scharfe Kritik an der US-Außenpolitik übte,³² sondern daraus auch die Notwendigkeit selbständiger – im Extremfall militärischer – Handlungs- und Interventionsfähigkeit ableitete. Als konkrete mögliche Bedrohung nennt der Entwurf des Weißbuchs »die direkte Bedrohung des Wachstums und der Sicherheit Europas etwa in Form der Unterbrechung der Ölversorgung und/oder massiver Steigerung der Kosten der Energieversorgung.«³³ Wie auch immer: Die Rivalitäten, die aus dem Kampf um die Energiesicherung resultieren, machen die Welt nicht sicherer, sie stellen auch – allmählich – alte Allianzen in Frage.

3. Die terroristische Bedrohung

Der »Krieg gegen den Terror«, an dem sich vor allem im Rahmen der Operation *Enduring Freedom* in Afghanistan und am Horn von Afrika auch europäische Staaten beteiligen, bedarf der Akzeptanz. Mittels manipulierter Informationen wird die Öffentlichkeit auf das Konfliktverhalten der Regierungen eingestimmt.³⁴ Dies hat durchaus Tradition: So manipulierte Bismarck ein Fernschreiben Napo-

leons III. (»Emser Depesche«), um 1870 den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich zu entfesseln. Zu den in jüngster Zeit bekannt gewordenen kriegsrelevanten Manipulationen gehören:

- Eine von einer PR-Firma inszenierte Show vor dem US-Kongress bewirkte, dass dieser 1991 Präsident George Bush freie Hand für den Krieg gegen den Irak gab: Eine Augenzeugin, die sich als kuwaitische Krankenschwester vorstellte, in Wirklichkeit aber die Tochter des damaligen kuwaitischen Botschafters in den USA war, erzählte unter Tränen, wie die irakische Soldateska in Kuwait Neugeborene aus ihren Brutkästen geworfen hätten.

- Das »Massaker von Racak«, das Auslöser des völkerrechtswidrigen Angriffskrieges gegen Jugoslawien wurde, entpuppte sich später als Inszenierung.³⁵

- Der vom damaligen deutschen Verteidigungsminister Rudolph Scharping präsentierte »Hufeisenplan«, der angeblich die geplante Vertreibung der albanischstämmigen Bevölkerung des Kosovo vorsah, wurde relativ schnell als vom Minister bestellte und von den Geheimdiensten lausig zusammengestellte Vorlage entlarvt.

- Der amerikanische Diplomat Joseph Wilson, der »Beweise« über die Lieferung von Uran aus Niger an den irakischen Diktator Saddam Hussein liefern sollte, diese aber nicht finden konnte, wurde »bestraft« durch eine aus dem Umfeld von Vizepräsident Cheney stammende gezielte Enthüllung, dass seine Frau, Valerie Plame, CIA-Agentin war. Immerhin wurde Lewis Libby, Mitglied des *Project for a New American Century* (PNAC) und Berater Cheneys wegen der Indiskretionen vor Gericht gestellt und wegen Meineids verurteilt.

- Die Notwendigkeit des Krieges gegen den Irak wurde vom damaligen US-Außenminister Powell vor dem UN-Sicherheitsrat mit von der CIA auf Anforderung produziertem »Beweismaterial« – Fotos eingeschlossen – begründet, obwohl auch Powell wusste, dass das Material konstruiert war. Es reichte aber aus, in den USA die Akzeptanz eines notwendigen Krieges zu erzeugen.

Dies sind nur die Spitzen eines gigantischen Eisbergs von gezielten Desinformationen, die bekannt und widerlegt wurden. Nur in ganz wenigen Fällen dürfte es gelingen, die notwendigen Fakten zusammenzutragen, um solche Konstrukte zu demontieren, die oft Grund für Entscheidungen über Krieg und Frieden sind. Umso erstaunlicher ist die Kurzlebigkeit des öffentlichen Gedächtnisses, wenn es wieder und wieder mit bedrohlichen »Erkenntnissen« konfrontiert wird

In keinem Bereich ist die Quellenlage dubioser und unüberprüfbarer als gerade in der Frage des »internationalen Terrorismus«. Dies liegt sicherlich zum Teil in der »Natur« der Sache: Wer – außer den Geheimdiensten – verfügt schon über Wissen über diese Organisationen, ihre Strukturen und Absichten. Doch wie sicher und verlässlich sind diese Informationen, bei denen bei genauerem Hinsehen auffällt, dass sie, wo auch immer sie erscheinen, in verblüffender Weise zum Teil wörtlich identisch sind.³⁶ Dies legt die Annahme nahe, dass diese Berichte wieder und wieder ungeprüft reproduziert werden, wodurch offenbar ihre Glaubwürdigkeit nicht leidet, sondern in paradoxer Weise verstärkt wird.

33 A. a. O. S. 83 ff.

34 Siehe exemplarisch: Jörg Becker, Mira Beham: Operation Balkan: Werbung für Tod und Krieg; in: Wissenschaft und Frieden, Heft 3 (2007), S. 14-17.

35 Heinz Loquai: Der Kosovo-Konflikt – Wege in einen vermeidbaren Krieg, Baden-Baden 2000, hier insbes. S. 45-51.

36 Dies ergaben umfangreiche Recherchen zur algerischen »Salafistische Gruppe für Predigt und Kampf« (GSPC): So finden sich gleich lautende Informationen über diese GSPC in den algerischen Medien, in groß aufgemachten Reportagen US-amerikanischer Zeitungen (exemplarisch der lange, in Western-Manier aufgemachte Bericht in der Village Voice vom 31. Januar 2006 (<http://www.villagevoice.com/news/0605,khatchadourian,Prozent2071993,6.html> abgerufen 20. März 2007), bis hin zu Berichten des Innenministeriums von Nordrhein-Westfalen: <http://www.im.nrw.de/sch/571.htm>, abgerufen 20. Aug. 2007.

37 <http://www.state.gov/s/ct/rls/crt/2006/82728.htm>, abgerufen 24. Aug. 2007.

38 Den Schutz der »ungeschützten Küsten« hat seit 2002 die Operation *Enduring Freedom* übernommen, an der auch die deutsche Bundesmarine beteiligt ist. Über etwaige Erfolge in der Terroristen-suche oder -bekämpfung dieser Einheiten hat es bisher keinerlei Meldungen gegeben.

39 <http://www.state.gov/s/ct/rls/crt/2006/82728.htm>, abgerufen 24. Aug. 2007.

40 Inzwischen haben sich die Hinweise mehr als verdichtet, dass viele dieser Gruppen vom algerischen militärischen Sicherheitsdienst teils unterwandert waren, teils gesteuert wurden (vgl. u. a. Lounis Aggoun, Jean-Baptiste Rivoire: *Françalgérie. Crimes et mensonges d'États*, Paris 2004; Salima Mellah: *GIA: 10 Jahre im Dienste der algerischen Sécurité militaire?* in: *INAMO*, Nr. 34 (2003), S. 53-54. Die GIA terrorisierten die Zivilbevölkerung, kämpften aber vor allem gegen den bewaffneten Arm der Islamischen Heilfront (FIS), die Armee des Islamischen Heils. Die FIS hätte haushoch die ersten freien Wahlen in Algerien gewonnen, wären diese nicht durch einen Militärputsch am 11. Januar 1992 beendet worden.

Wundersamerweise deckt sich die Terrorismus-Gefahr geografisch mit den Lagerstätten von Kohlenwasserstoffen (und Uran): Der jüngste *Country Report on Terrorism* des US State Department listet in seinem Kapitel 5 die »sicheren Häfen« des Terrorismus auf. In Afrika sind dies Somalia und der transsaharische Raum.³⁷ Die Angaben im vorliegenden Dokument sind äußerst vage und basieren ausschließlich auf geheimdienstlichen Quellen, so dass sie in keiner Weise nachprüfbar sind. Für Somalia stellt der am 30. April 2007 veröffentlichte Bericht fest: »Eine geringe Zahl von al-Qaida-Operationen fand einen sicheren Hafen in Ostafrika, insbesondere in Somalia, wo sie weiterhin eine ernsthafte Bedrohung amerikanischer und alliierter Interessen in der Region darstellen. Obwohl diese Elemente zu Jahresende in der Folge militärischer Aktionen der äthiopischen und der somalischen Übergangsregierung (mit massiver Luft- und Bodenunterstützung der USA – W. R.) ernsthaft zerschlagen wurden, operierte AQ weiterhin in Somalia und anderswo. Somalia gibt Grund zur Sorge aufgrund seiner langen und ungeschützten Küsten, seiner durchlässigen Grenzen, seiner andauernden politischen Instabilität und seiner Nähe zur Arabischen Halbinsel, die zusammengenommen Möglichkeiten für den Transit von Terroristen und/oder sichere Häfen bieten. Diese »virtuellen« Häfen sind in hohem Maße mobil, schwierig zu verfolgen und zu kontrollieren und befinden sich nicht in einem besonderen Staat.«³⁸

Der transsaharische Raum nimmt im Bericht ein wenig mehr Raum ein. Ursache allen Übels ist dort die algerische GSPC, die – wie aus algerischen Geheimdienstquellen berichtet – »sich im September (2006 W. R.) offiziell al-Qaida anschloss und seither in »al Qaida im Islamischen Maghreb (AQIM)« umbenannte. AQIM/GSPC operiert weiterhin im transsaharischen Raum, indem sie die schwer kontrollierbaren Grenzen zwischen Mali, Mauretanien, Niger, Algerien und Tschad überschreitet, um Extremisten in der Region zu rekrutieren für Operationen in diesem Raum, möglicherweise auch für Operationen außerhalb dieses Raumes. Die neue Allianz mit Al Qaida hat ihr möglicherweise Zugang zu mehr Ressourcen und Ausbildung verschafft.«³⁹

Wo auch immer vom Terrorismus im saharischen Raum die Rede ist, beginnt diese mit der ominösen *Salafistischen Gruppe für Predigt und Kampf* (GSPC), die sich 1997/1998 von den algerischen terroristischen *Bewaffneten Islamischen Gruppen* (GIA) abgespalten haben soll. Letztere stellten zu diesem Zeitpunkt ihre Aktivitäten ein.⁴⁰ Internationale Aufmerksamkeit erreichte die GSPC durch die sechs Monate dauernde Entführung von 32 europäischen – vor allem deutschen und österreichischen – Touristen im Februar und März 2003 in der algerischen Sahara. Diese GSPC trat ursprünglich in der Kabylei, einem Gebirge rund 150 km westlich von Algier in Erscheinung. Nun aber tauchte sie plötzlich über 2 000 km weiter südlich in einem von den Tuareg kontrollierten Gebiet auf. Bereits die Entführung selbst, wie vor allem auch die Informationspolitik der algerischen Regierung warfen mehr Fragen auf als die Behörden beantworteten.⁴¹ So gab es offensichtlich enge und gute Kontakte zwischen den Entführern und der algerischen Armee vor Ort; den notwendigen Treibstoff konnten die Entführer in den erforderlichen

Mengen für die weiten Strecken nach Mali, Niger und zurück in den Süden Algeriens nur in den Stützpunkten der Armee erhalten; trotz hoch moderner, von den USA gelieferter Nachtsichtgeräte konnten bis zu 5 000 eingesetzte Soldaten die Konvois der Entführer und ihrer Opfer in einem über hunderte von Kilometern topfebenen Gelände ohne Baum und Strauch nicht orten; die Regierung in Algier verhinderte deutsche Versuche, die GSG 9, das KSK oder Beobachtungsdrohnen zum Einsatz zu bringen; den Entführern gelang es, binnen weniger Tage original-verpackte Ersatzteile, die für normale Menschen in Algerien nicht aufzutreiben sind, für drei beschädigte Fahrzeuge zu beschaffen; bei einer großen Schießerei anlässlich der »Befreiung« der Entführten schien es weder Tote noch ernsthaft Verletzte gegeben zu haben etc. etc.⁴²

Zentrale Figur der Entführung war Amari Saifi, genannt Abderrazak »El Para«, weil er in der algerischen Armee bis 1991 als Fallschirmjäger gedient hatte, dann aber »desertierte«.⁴³ Er wurde schließlich von einer Widerstandsgruppe der Tuareg im nördlichen Tschad sieben Monate lang festgehalten. Obwohl diese der algerischen Regierung mehrfach seine Auslieferung anboten, reagierte Algier nicht. Schließlich wurde er an Libyen überstellt und von dort am 27. Oktober 2004 nach Algier überstellt. Dort wurde er dann – in Abwesenheit! – zu einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe verurteilt. In einem zweiten Prozess am 18. März 2007, der ebenfalls ohne den Angeklagten stattfand, wurde die Verhandlung auf Antrag des Staatsanwalts binnen weniger Minuten vertagt, da das Verfahren gegen den Angeklagten »in Abwesenheit« zuvor abgeschlossen werden müsse, bevor gegen ihn verhandelt werden könne.⁴⁴

Schließlich: Niemals haben die Entführer sich mit Forderungen zu Wort gemeldet, noch haben sie politische Erklärungen abgegeben – ein für »Terroristen« völlig untypisches Verhalten. Dagegen halten sich vor allem in der algerischen Presse Gerüchte, wonach allein die Bundesrepublik Deutschland 5 Millionen € Lösegeld bezahlt haben soll.⁴⁵ So stellt sich die Frage, ob es sich hier um eine »normale« kriminelle Aktion von Banditen handelte, die in der Sahara den Auto-, Waffen-, Zigaretten- und Menschenschmuggel organisieren, hier aber unter dem Schutz des algerischen Geheimdienstes agierten, um in spektakulärer Weise die Präsenz von »Terroristen« in der Sahara unter Beweis zu stellen. Ähnlich dubios wie diese Entführung bleibt ein »terroristischer« Überfall auf einen Außenposten der mauretischen Armee unmittelbar vor dem Manöver »Flintlock« 2005,⁴⁶ an dem, in Vorbereitung von Africom, nahezu alle Anrainer-Staaten des Sahel teilnahmen.

Zu fragen bleibt auch, weshalb die westlichen Dienste, die die trüben Quellen kennen müssen, aus denen solche Informationen stammen, ungerührt die Geschichte dieser seltsamen GSPC reproduzieren, ohne die Glaubwürdigkeitslücken zu klären; weshalb, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, die Medien solch dubiose Informationen ungeprüft übernehmen und damit einen Beitrag leisten zur Desinformation im allgemeinen und zur Rechtfertigung der Militarisierung von Außenpolitik im besonderen.

41 Salima Mellah, Werner Ruf: Entführungen in der Sahara: Fragen und Hypothesen, in: Algeria-Watch, 2. Juni 2003 (http://www.algeria-watch.org/de/artikel/touristen/mellah_ruf.htm).

42 Eine sehr gründliche Untersuchung der Vorgänge liefert der britische Sozialanthropologe Jeremy Keenan: Waging War on Terror: The Implications of America's »New Imperialism« for Saharan Peoples, in: Journal of North African Studies, Bd. 10, Nr. 3-4/2005, S. 619-647. Sehr aufschlussreich ist auch ein Rundfunkfeature, das sich vor allem auf Aussagen der Entführten stützt: Bettina Rühl: Treibsand. DLF, 13. Februar 2007. Ähnlich und sehr informativ auch der Fernsehfilm von Susanne Sterzenbach: Entführung in der Sahara, der am 20. August 2007 von Phoenix übertragen wurde, und in Kurzfassung am 4. Juli 2007 in der Reihe »Auslandsreporter« der ARD gezeigt wurde.

43 Es wird behauptet, dass er bis 1998 auf der Gehaltsliste der Armee stand. <http://esperial2003.blogspot.com/search?q=El+Para>, abgerufen 10. Mai 2007.

44 El Watan, 19. März 2007.

45 Die Welt spekulierte am 8. Juli 2003 darüber, dass Deutschland, die Schweiz und die Niederlande zusammen 15 bis 20 Millionen € Lösegeld bezahlt hätten.

46 Siehe den für verschiedene Menschenrechtsorganisationen, darunter die OMDH verfassten Bericht: Diagana, Ould Maroini, Ould Yessa: Impasse politique et

réflexes sécuritaires en Mauritanie. Comment fabriquer du terrorisme utile. Paris, Juli 2005.

47 Helgard Schulze-Ritter: Von der OAU zur AU: Chancen für mehr Sicherheit in Afrika? Magisterarbeit im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel, Sommer 2007.

4. Fazit

Die Militarisierung nun auch noch des Schwarzen Kontinents macht die Welt nicht sicherer, ganz im Gegenteil: Während die Afrikanische Union große und konstruktive Anstrengungen unternimmt, innerafrikanische Konflikte selbst zu lösen,⁴⁷ machen die Großmächte den Kontinent zu ihrem Aufmarschgebiet, denn der Aufbau der US-Militärpräsenz wird auch die anderen Akteure – allen voran die EU, aber auch China – dazu veranlassen, ihre Militärpräsenz zu erhöhen oder auszubauen. Der »internationale Terrorismus« dient dabei als Vorwand, und sei dieser noch so fadenscheinig. Vorher zu sehen ist, dass die wachsende Präsenz ausländischer Truppen das von den Afrikanern mühsam und meist nur bruchstückhaft errungene Selbstbestimmungsrecht überall dort mit Füßen treten wird, wo die Großmächte die von ihnen definierten Interessen in Gefahr sehen. Solch neuer Kolonialismus im Gewande der Terrorismusbekämpfung wird Widerstand wecken und genau jenen »Terrorismus« produzieren, den zu bekämpfen Africom & Co. ausgezogen sind. Deshalb darf auch bezweifelt werden, dass diese Strategie langfristig ihren eigentlichen Zweck, die Sicherung der Rohstoffzufuhr, erreichen wird.

WALTER SCHMIDT

Die Revolution von 1848/49 in der deutschen Geschichtskultur

Die Revolution von 1848/49 gehört zu den wenigen Großereignissen in der deutschen Geschichte, in denen ein Aufbruch zu Demokratie und gesellschaftlichen Fortschritt versucht wurde. 1848 war ein Jahr, an das die Menschen in unserem Land wie in vielen anderen europäischen Ländern große Hoffnungen geknüpft hatten. Und die Niederlage des Aufbruchs, das Scheitern der Revolution brachte ebenso große Enttäuschung. Wie hat man sich dem in Deutschland gestellt?¹

Wie wurde diese Revolution in den 16 Jahrzehnten, seit sie stattfand, von der Gesellschaft in Deutschland aufgenommen, behandelt und bewertet, wie stellten sich die verschiedenen sozialen und politischen Kräfte zu ihr; ist sie als eine bewahrenswerte Tradition akzeptiert und bewusst gepflegt oder aber verworfen worden? Die Haltung zur bürgerlich-demokratischen Revolution in der Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt plastisch, wie sich die Geschichtskultur in Deutschland in den letzten 160 Jahren entwickelte, welche Faktoren dabei wirksam waren. Am deutlichsten sichtbar wird dies an den öffentlichen Reaktionen in den sechs Jubiläumsjahren, die diese Revolution inzwischen erlebte.² Also soll gefragt werden: Wer stand 1873 zum Erbe von 1848 und wer verschwieg es lieber? Was hatte sich 1898 im Verhältnis der Gesellschaft zur Revolution geändert? Wie wirkte sich eine neue deutsche Revolution, die von November 1918, auf die Wahrnehmung von 1848 im Jahre 1923 aus? Welche Fragen des 1848er Erbes standen 1948 in Ost und West im Zentrum des öffentlichen Interesses? Wie verhielten sich 1973 die beiden deutschen Staaten zu den Ereignissen im Revolutionsjahr 1848/49? Und was schließlich ist neu in der 1848er Erinnerungskultur im staatlich wieder vereinten Deutschland im 150. Revolutionsjubiläum des Jahres 1998, das nun auch schon ein Jahrzehnt zurückliegt?

*

Die Auseinandersetzungen um das Revolutionserbe setzten bereits unmittelbar nach der Revolution ein. In den 1850er Jahren wurden auch schon die Leitlinien des seitdem tobenden Streits um das Erbe von 1848 umrissen.³ Die *Konservativen* adlig-monarchischer Provenienz suchten die Erinnerung an 1848 durch schlichtes Verschweigen zu tilgen, was ihnen größtenteils auch gelungen ist. Sobald sie dieses Ereignis zur Kenntnis nehmen mussten, verteufelten sie die Revolution als Werk von ausländischen Agenten und Irreführten

Walter Schmidt – Jg. 1930, Historiker, Prof. Dr. habil., bis 1990 Direktor des Zentralinstituts für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR; zahlreiche Veröffentlichungen, u. a.: Wilhelm-Wolff-Biographie (2 Bde.), Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution 1848/49, Bürgerliche Revolution und proletarische Emanzipation in der deutschen Geschichte, Helmut Bleiber, Walter Schmidt, Susanne Schötz (Hrsg.), Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49, Bd. 1, Berlin 2003, Bd. 2, Berlin 2007. Zuletzt in UTOPIE kreativ: Preußen und die deutsche Geschichtskultur, Heft 127 (Mai 2001).

1 Die folgende Darstellung stützt sich auf und erweitert: Walter Schmidt; Die Revolution 1848/49 in einer sich wandelnden Geschichtskultur, Berlin 2000.

2 Siehe dazu auch: Wolfram Siemann: Die Revolution von 1848 zwischen Erinnerung, Mythos und Wissenschaft 1848-1998, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 1998, Heft 6/7, S. 272 ff.; Günter Wollstein, Gedenken 1848. Tradition im Wandel der Zeit, in: Bernd Rill (Hrsg.) 1848. Epochenjahr für

Demokratie und Rechtsstaat in Deutschland, München 1998, S. 311 ff.; Claudia Klemm: *Erinnert – umstritten – gefeiert. Die Revolution von 1848/49 in der deutschen Gedenkkultur*, Göttingen 2007.

3 Hierzu ausführlich Walter Schmidt: *Die Revolutionsrezeption in den Jubiläumsjahrestagen 1873 – 1898 – 1923*, in: Helmut Bleiber, Rolf Dlubek, Walter Schmidt (Hrsg.), *Demokratie und Arbeiterbewegung in der deutschen Revolution von 1848/49*, Berlin 2000, S. 243-250.

4 Karl Marx an Ludwig Kugelmann, 3. 3. 1869, in: MEW Bd. 32, Berlin 1965, S. 596.

5 Zum folgenden siehe auch Franzjörg Baumgart: *Die verdrängte Revolution. Darstellung und Bewertung der Revolution von 1848 in der deutschen Geschichtsschreibung vor dem ersten Weltkrieg*, Düsseldorf 1976, S. 93-118.

und verteidigten die unbedingte Vorherrschaft der Krone. Die *Liberalen* wiederum rechtfertigten zwar die Vereinbarungspolitik der Parlamente in der Revolution, näherten sich aber in der Machtfrage den konterrevolutionären Siegern an: Nicht ein gewähltes souveränes Nationalparlament, sondern vielmehr die preußische Königsmacht sei entscheidend für die auf einen deutschen Einheitsstaat zielende Nationalbewegung. Nur die *radikalen Demokraten* und die *Sozialisten* bekannten sich zur Revolution und suchten die Erinnerung an sie wach zu halten. Für sie allein war revolutionäre Gewalt legitimes Mittel zur Durchsetzung eines demokratisch-parlamentarischen Systems in einem vereinigten Deutschland. Sie feierten den 18. März als »Freiheitsschlacht«, wobei die Sozialisten – wohl mit vollem Recht – den hohen Anteil der Arbeiter an der Revolution herausstellten.

Eine 1848er Traditionspflege fand in den 1850er Jahren freilich nicht statt. Die Reaktion hatte wieder ganz das Sagen und machte *ihre* praktische Geschichtspolitik. Die Revolution wurde also in der Öffentlichkeit schlicht und einfach totgeschwiegen. Die demokratischen Gegenkräfte waren zu schwach, um eine die Gesellschaft durchdringende 1848er Gedenkkultur zu entwickeln, und die Liberalen zeigten wenig Interesse, an ihre »Jugendsünde« zu erinnern. Marx traf sicher den Kern der Sache, als er 1869 an Kugelmann schrieb, dass »es der Reaktion in Deutschland auch gelungen ist, die Erinnerung an 1848/49 gänzlich zu tilgen.«⁴ Doch es gibt Ausnahmen. In Baden und in der Pfalz – wo übrigens bis heute 1848er Traditionspflege eine Angelegenheit von größeren Teilen der Bevölkerung geblieben ist – waren Friedrich Heckers und Gustav Struves Aufstandsversuche ebenso unvergessen wie die Mordtaten der preußischen Intervenenten vom Frühsommer 1849. Das 1848 geborene »Heckerlied« wie Ludwig Pfaus berühmtes »Badisches Wiegenlied« sprechen eine deutliche Sprache.

*

Zum ersten 1848er Jubiläum wurde der *25. Jahrestag 1873*. Dieser Jahrestag stand unter dem Eindruck der deutschen Reichsgründung von 1871, jenes Ereignisses, das im Verständnis der Konservativen, aber auch der Liberalen fortan zum strahlenden Höhepunkt deutscher Geschichte wurde.⁵ Die Geschichtskultur mehrerer Generationen von Deutschen wurde von diesem Geschichtsbild geprägt, das die Revolution von 1848 ins historische Abseits, bestenfalls in die Vorgeschichte der Reichsgründung stellte. Die 1848er Revolution erschien in diesem ganz auf das Jahr 1871 ausgerichteten Geschichtsbild, das durch die Medien und den Geschichtsunterricht im Volk weite Verbreitung fand, als eine historische Sackgasse, als ein verabscheuungswürdiger Fehlversuch auf dem Weg zur staatlichen Einheit.

Die *Konservativen* nahmen den Jahrestag 1873 gar nicht erst zur Kenntnis. Sie entwickelten ihr an den Erfolgen von 1870/71 festgemachtes Traditionsbild. Der Tag des Sieges über Frankreich von Sedan, der 2. September, wurde neben des Kaisers Geburtstag zum Feiertag erklärt. In Berlin beging man zur Feier des gegen Frank-

reich gewonnenen Kriegs die Einweihung der Siegessäule – die Berliner nennen sie bekanntlich »Goldelse« –, des Denkmals im Tiergarten, das jeder noch heute besichtigen und neuerdings dabei sogar Kaffee trinken kann und wo, wer möchte, sogar Samenspender finden kann. In Lichterfelde legte man den Grundstein für die mit Mitteln aus den französischen Kriegskontributionen erbaute zentrale preußisch-deutsche Kadettenanstalt, wo von 1945 bis 1990 das amerikanische Militär residierte und in der heute die größten Archivbestände zur Reichs- und DDR-Geschichte lagern. Die *Liberalen* – und mit ihnen nicht wenige Demokraten – hatten angesichts der Erfüllung der nationalen Einheitsforderung durch Bismarck mehr oder weniger ihren Frieden mit dem monarchischen Prinzip gemacht und schwiegen sich in den Medien weitgehend aus.

Doch zugleich zeigte sich 1873, dass es durchaus Kräfte in Deutschland gab, die gegen diesen Strom schwimmen wollten und die bereit und in der Lage waren, mit dem Erbe von 1848 eine demokratische Gegenposition zum preußisch-deutschen nationalistischen Konzept aufzubauen.

Wiederbelebt wurde 1873 die Erinnerung an die Revolutionsjahre in der Öffentlichkeit und im Volke vor allem durch die organisierte Arbeiterbewegung – von Lassalleanern wie Eisenachern, die damals noch getrennt marschierten.⁶ Es gab demokratische Märzfeiern in vielen Städten. In Berlin organisierte die Arbeiterbewegung eine wahre Pilgerfahrt zu den Märzgräbern im Friedrichshain. Der von der Polizei verbotene und oft gewaltsam verhinderte Marsch zum Friedrichshain wurde seitdem zur populärsten Demonstration der Berliner Arbeiter im 19. Jahrhundert. Im »Volksstaat« erschien in diesem Jahr Georg Herweghs berühmtes Gedicht: »Achtzehnhundertvierzig und acht« mit dem aufmüpfig-optimistischen »Achtzehnhundert siebzig und drei. Noch sind nicht alle Märzen vorbei«. Die Arbeiterbewegung entwickelte mit den Märzfeiern, die – bis 1914 – zu ihrem wohl wichtigsten historischen Gedenktag wurde, erfolgreich eine Gegentradition zum preußisch-deutschen Sedantag, ein Stück demokratischer Geschichtskultur, die national und international verankert war. Denn es wurde bewusst an zwei Ereignisse zugleich erinnert: an den Berliner 18. März 1848 und an den Pariser 18. März 1871, den Tag der Ausrufung der Pariser Kommune. Die Arbeiterbewegung setzte so der staatsoffiziellen Erbfeindschaft zu Frankreich die demokratische Solidarität mit dem revolutionär aktiven französischen Volk entgegen.

*

Der zweite Jubiläumsjahrestag, die *50-Jahr-Feier 1898* weist in der akademischen Geschichtsschreibung zwar einige neue Momente auf. Man begann sich von der bisherigen borussischen Sicht zu distanzieren. Teilweise zurückgenommen wurde auch die Verleumdung des 18. März als Werk von Verschwörern. Eine begrenzte Aufwertung der Revolution wurde eingeleitet; und die akademische Geschichtsschreibung nahm sich jetzt erst der Revolution an.

In der Geschichtskultur änderte sich indes nichts. Immer noch stand vornehmlich die Arbeiterbewegung vorbehaltlos zum Erbe der

6 Beatrix W. Bouvier, Zur Tradition von 1848 im Sozialismus, in: Dieter Dove, Heinz-Gerhard Haupt, Dieter Langewiesche: Europa 1848. Revolution und Reform, Bonn 1998, S. 1169 ff.; Manfred Hettling: Nachmärz und Kaiserreich, in: Christof Dipper und Ulrich Speck: 1848- Revolutionen in Deutschland, Frankfurt/a. M. 1998, S. 11 ff.; Thomas Mergel: Sozialmoralische Milieus und Revolutionsgeschichtsschreibung. Zum Bild der Revolution von 1848/49 in den Subgesellschaften des deutschen Kaiserreichs, in: Jansen, Mergel: Die Revolutionen von 1848/49, Göttingen, S. 247 ff.

7 Franz Mehring: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, 2 Bde., Stuttgart 1897/98; Wilhelm Liebknecht: Robert Blum und seine Zeit, Nürnberg 1888 und Ders.: Zum Jubeljahr der Märzrevolution, Berlin 1898; Wilhelm Bloss: Die Deutsche Revolution. Geschichte der Deutschen Bewegung von 1848 und 1849, Stuttgart 1891.

8 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages, IX. Legislaturperiode, V. Session, 1897/98, S. 1600.

9 S. B. Kan: Nemeckaja istoriografija rewolucii 1848-1849 gg. v Germanii, Moskwa 1962; Dieter Rebentisch: Friedrich Ebert und die Paulskirche. Die Weimarer Demokratie und die 75. Jahrfeier der 1848er Revolution, Heidelberg 1998; Walter Schmidt: Der 75. Jahrestag von 1923: Die Revolution von 1848 in nachrevolutionärer Situation, in: Ders. (Hrsg.), Bürgerliche Revolution und revolutionäre Linke. Beiträge eines wissenschaftlichen Kolloquiums anlässlich des 70. Geburtstages von Helmut Bock, Berlin 2000, S. 189-206.

Revolution, zu den bewegenden Taten des Volkes. Im Vorfeld und aus Anlass des 50. Jahrestages erschienen erstmals umfangreichere Revolutionsdarstellungen aus sozialdemokratischer Feder, die Werke von Franz Mehring, von Wilhelm Liebknecht und von Wilhelm Bloss.⁷ Massenhaft wurden Märzfeiern begangen. Und zum Berliner Friedrichshain demonstrierte man am 18. März natürlich zu Zehntausenden.

Furore machte in der politischen Öffentlichkeit diesmal ein Vorgang im deutschen Parlament. August Bebel forderte im Reichstag genau am 18. März 1848 Konservative und Liberale zu einer gedenkpolitischen Auseinandersetzung über die 1848er Revolution heraus. Die Konservativen kannten nur Hass und Abscheu vor der Revolution und verleumdete die Märzkämpfer immer noch als ausländisches Gesindel. Die Führer der Liberalen stellten die Nationalversammlung über die Berliner Barrikadenschlacht, die ihnen nur eine peinliche Episode war. Bebel hingegen erklärte unmissverständlich, dass die Nationalversammlung nur eine Frucht der Märzrevolution war, und er verteidigte leidenschaftlich die Ehre der Barrikadenkämpfer. Den Konservativen rief er zu: Das Gesindel werden wir ihnen noch eintränken. »Das werden wir ihnen nicht vergessen. Es ist eine Infamie, die Männer, die damals ihr Leben in die Schanzen schlugen und für ihre Ideale kämpften, in solcher Weise zu beschimpfen. Die Männer haben im Jahr 1848 das getan, was Sie 1870 getan zu haben vorgeben und sich dessen rühmen. Wäre 1848 geworden, was die damaligen Kämpfer des Volkes also machen wollten, dann war 1870 unnötig. Dann wäre das Deutsche Reich in ganz anderer Macht und Herrlichkeit als heute schon damals gegründet worden.«⁸

Doch neben den Sozialdemokraten führten nun auch Linkliberale und Demokraten eigene Erinnerungsfeiern durch. In Frankfurt am Main fand – wie schon 1873 – Ende März eine von der Deutschen Volkspartei einberufene Festveranstaltung zu Ehren der 1848er Revolution statt, auf der Leopold Sonnemann und Ludwig Quidde die gehaltvollsten Reden hielten. Auch hier durchzog *ein* Kerngedanke die Ansprachen: Ohne 1848 bestünde kein Reichstag, kein Deutsches Reich, keinerlei nationale Errungenschaft, keine bürgerlichen Freiheiten, die es zu verteidigen gelte. Und Quidde verteidigte sogar das Recht des Volkes auf Revolution.

*

Der 75. Jahrestag fiel ins Jahr 1923, in die Schlussphase der so genannten revolutionären Nachkriegskrise.⁹ Die Rückbesinnung auf 1848 stand nun im Zeichen einer zweiten Revolution, der Novemberrevolution von 1918 und der in ihrem Gefolge gegründeten bürgerlich-demokratischen Weimarer Republik. Entstanden war ein neuer sozialpolitischer Boden für die historische Standortbestimmung von 1848; es existierten objektive Bedingungen für eine positivere öffentliche 1848er Gedenkkultur. Wie sind sie genutzt worden?

Zwar blieben die Konservativen im akademischen Wissenschaftsbetrieb wie in der offiziellen Geschichtsvermittlung beherrschend und lehnten die Revolution nach wie vor ab. Doch formierte sich

jetzt erstmals ein gewiss weniger einflussreicher Flügel in der akademischen Forschung, der sich eins wusste mit der Republik und mit der konservativen Missachtung der Revolution brach. Diese »Vernunftrepublikaner« liberaler wie demokratischer Provenienz befassten sich indes weniger mit der »Revolution der Straße«, griffen hingegen vor allem auf das Erbe der Paulskirche zurück und suchten, von 1848 her eine staatstragende, auf die Weimarer Verfassung bezogene parlamentarische Tradition aufzubauen. Schon die Anzahl der jetzt vorgelegten Publikationen, häufig waren es Graduerungsarbeiten, bezeugte, dass sich ein Wandel abzuzeichnen begann. Die zu 1848 vorgelegten Arbeiten lagen allein im Jahrfünft zwischen 1918 und 1923/24 wesentlich höher als in den zwei Jahrzehnten von 1898 bis 1918. Überdies begannen sich neue Tendenzen, deren Anfänge bis in die Jahrhundertwende zurückreichten, durchzusetzen. Nicht nur Liberale, auch Demokraten und sogar Vertreter der achtundvierziger Arbeiterbewegung wurde Interesse entgegengebracht. Um letzteres machte sich vor allem der jüdische Historiker Gustav Mayer verdient, der erste Biograph Friedrich Engels'.¹⁰

Am deutlichsten kamen die neuen Tendenzen in Veit Valentins 1930/31 erschienenen zweibändigen Standardwerk »Geschichte der deutschen Revolution 1848/49« zur Geltung. Es war die erste umfassende wissenschaftliche Gesamtdarstellung. Sein Werk durchbrach in entscheidenden Fragen das bisherige, von der akademischen Geschichtsschreibung konzipierte Revolutionsbild. Es hob sich von allen vorangegangenen Darstellungen durch zweierlei deutlich ab: Valentin setzte erstmals in der akademischen Zunft an die Stelle der Reichsgründung von 1871 den März 1848 als die, wie er schreibt, »große Gesichtswende der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert. Es gibt seitdem Vormärz und Nachmärz.«¹¹ Er überwand zumindest partiell auch die bisherige Beschränkung auf die parlamentarisch institutionalisierte Revolution und wies den revolutionären Volksbewegungen einen vorderen Platz im Revolutionsbild zu. Bei aller unübersehbaren Sympathie und Vorliebe fürs Nationalparlament und für die Liberalen stand für ihn das Recht des Volkes auf Revolution außer Frage.

In der Geschichtskultur deuteten sich noch stärker neue Tendenzen an. Die Revolutionsgedenkefeier fand am 18. Mai und wie schon 1873 und 1898 in Frankfurt am Main statt. Von der Stadt Frankfurt veranstaltet, von liberalen, demokratischen und sozialdemokratischen Vertretern getragen, nahmen zum ersten Mal offizielle Repräsentanten des Staates teil. Namentlich die Anwesenheit des Reichspräsidenten Friedrich Ebert verlieh der Veranstaltung einen gewissen staatsoffiziellen Charakter.

Inhaltlich stand die Feier im Zeichen einer historischen Kontinuität von 1848 über 1871 zur Weimarer Verfassung von 1919. »Ohne 1848 nicht Bismarcks einiges Reich, ohne 1848 nicht das Reich der freiheitlichen Weimarer Verfassung«, hieß es.¹² Die Nationalversammlung und ihr Werk, die Grundrechte und die Reichsverfassung, wurden zum eigentlichen 1848er Traditionselement erklärt. Die Arbeit der Paulskirche war jetzt ein Markstein, der dank der Grundrechte und der Verfassung bis in die Gegenwart hineinreicht.

10 Gustav Mayer: Friedrich Engels. Eine Biographie, Bd. 1: Friedrich Engels in seiner Frühzeit 1820 bis 1851, Berlin 1920; Bd. 2: Friedrich Engels und der Aufstieg der Arbeiterbewegung in Europa, Den Haag 1934; Neuausgabe Köln 1971 und Frankfurt/M., Berlin, Wien 1975.

11 Veit Valentin: Geschichte der Deutschen Revolution 1848-1849, Bd. 1, Berlin 1930, S. 339; Zur Einschätzung des Werks siehe Hans Schleier, Die bürgerliche deutschen Geschichtsschreibung der Weimarer Republik, Berlin 1975, S. 346-398, hier S. 376-390.

12 Otto Hörth: Gedenkeiern 1873-1898-1923, Frankfurt/M. 1925, S. 63.

13 Ebenda, S. 87.

14 Ebenda, S. 85.

Ebert zog noch eine weitergehende Kontinuitätslinie: Die Männer der Paulskirche »hatten einen Volksstaat auf demokratischer Grundlage zum Ziele. Dieses Ziel wurde damals nicht erreicht, aber wir sind jenen Bestrebungen treu geblieben. Heute haben wir den demokratischen Volksstaat, ein Volk, ein Vaterland.«¹³ Der sozialdemokratische Reichstagspräsident Paul Löbe aktualisierte das 1848er Erbe noch deutlicher nach links: Heute habe sich »eine neue Kraft in die Träger des Staates eingereiht, die Arbeiter, das Proletariat.«¹⁴

Die *Sozialdemokratie* berief sich nun zwar ebenfalls auf die Nationalversammlung, aber sie hob stärker den demokratischen Kern der 1848er Revolution hervor, den sie an den Volksbewegungen als der eigentlichen Wurzel von Volkssouveränität, Nationalparlament und Reichsverfassung festmachte. Der 18. Mai hatte den 18. März noch keineswegs verdrängt. Für die Sozialdemokratie war die Weimarer Republik, deren bürgerliche Grenzen ungenannt blieben, als »Volksstaat des einigen und freien Deutschland« bereits die Erfüllung des Vermächtnisses von 1848. Deutlicher noch hob sich die sozialdemokratische 1848er Gedenkkultur von liberalen und demokratischen Erinnerungen durch die Betonung des sozialen Elements, der Rolle der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in der Revolution ab. Der 1924 gegründete und von Sozialdemokraten dominierte Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold berief sich ausdrücklich auf den »Geist von 1848« und suchte diese Tradition mit der Pflege des Weimarer Verfassungstages (11. August) zu verbinden.

Auch die *Kommunisten* betrachteten die Beseitigung der Monarchie durch die Novemberrevolution als einen Akt demokratischer Korrektur der Reichsgründung von 1871. Doch weigerten sie sich wegen des kapitalistischen Charakters der Republik vehement, Weimar als Erfüllung von 1848er Revolutionszielen zu akzeptieren. Sie kehrten im Gegenteil – sicher über Gebühr – die bürgerlichen Grenzen der Weimarer Republik heraus und suchten entsprechend ihrer weltrevolutionär-kommunistischen Zielsetzung das Jahr 1848 vor allem damit in Beziehung zu setzen. Ihr Bekenntnis zur Revolution von 1848 verband sich mit der Berufung auf das im gleichen Jahr erschienene »Kommunistische Manifest«. Auch hielten die Kommunisten fest an der bis 1900 von der Sozialdemokratie vorgenommenen Verknüpfung von bürgerlich-demokratischer deutscher Märzrevolution und proletarischer Pariser Revolution vom 18. März 1871. Sie werteten den europäischen Charakter der 1848er Revolutionsbewegung gleichsam als einen Vorläufer der anvisierten Weltrevolution.

Der 75. Jahrestag offenbarte in der Gedenkkultur neue Aspekte. 1848er Traditionspflege war nicht mehr nur eine subkulturelle Domäne von Arbeiterbewegung und »vaterlandslosen« Demokraten, sondern wurde erstmals staatsoffizielle Angelegenheit. Allerdings vollzog sich mit der schrittweisen und zögerlichen Anerkennung der Revolution als Erbe durch liberale und demokratische bürgerliche Kräfte wie durch die nun staatstragende Sozialdemokratie auch eine Schwerpunktverlagerung vom 18. März auf den 18. Mai, von den von der Arbeiterbewegung bisher favorisierten Volksbewegungen auf das Nationalparlament und sein Werk, die Reichsverfassung.

*

Zentenarien werden in der Regel intensiver begangen. Das galt auch und gerade für den *100. Jahrestag von 1948*.¹⁵ Wiederum war eine neue geschichtliche Situation entstanden. Drei Jahre nach der Zerschlagung des Faschismus waren die Jahrhundertfeiern beherrscht von zwei historisch-politischen Problemen, und zwar in Ost und West. Zum einen musste die Erinnerung an 1848 jetzt zwangsläufig verbunden werden mit einer kritischen Bilanz der letzten 100 Jahre deutscher Geschichte, mit einer Abrechnung mit dem, was die einen bald »deutschen Sonderweg« nannten und die anderen als »deutsche Misere« bezeichneten: mit von der Reaktion geprägten antidemokratischen Entwicklungen, die in die bisher tiefste Katastrophe Deutschlands geführt hatten. Zum anderen wurde angesichts des infolge gegensätzlicher gesellschaftlicher Entwicklungen akut werdenden Verlustes der nationalen Einheit überall die nationale Frage thematisiert, indes schon mit unterschiedlichen politischen Zielsetzungen. Der kalte Krieg zwischen Ost und West war bereits voll im Gange. Die politische Polarisierung war auch in der Geschichtskultur, bei der Rezeption der 1848er Revolution nicht zu verkennen. Jede politische Richtung beschwor zwar die Bewahrung der Nation als Vermächtnis von 1848. Aber außer diesem allgemeinen Bekenntnis zur nationalen Einheit gab es zwischen Ost und West keine Gemeinsamkeiten.

Noch kein Jubiläum zuvor hatte so viele historisch-politische Aktivitäten zu verzeichnen wie der hundertste Jahrestag. Alle Parteien und andere politisch oder kulturpolitisch engagierte Organisationen sahen sich zu Stellungnahmen veranlasst. In zahlreichen Städten fanden spezielle Ausstellungen statt, in Berlin allein vier. Die DEFA wartete mit einem Gedenkfilm auf: »Und wieder 48«. Ungezählt waren die Broschüren und wissenschaftlich-populären Arbeiten, die in diesem Jahr zum Revolutionsereignis erschienen. Sämtliche Landesregierungen publizierten Vorträge, Erinnerungsmaterialien und Revolutionsdokumente; mancher Reprint erblickte das Licht der Welt; die Schulbehörden gaben Richtlinien für die Behandlung des Themas 1848/49 im Unterricht heraus.

Der Inhalt der Gedenkveranstaltungen in Ost und West machte die Gegensätzlichkeiten in der 1848er Erinnerungskultur kenntlich. Schon der Zeitpunkt der Feiern gab Auskunft, welche Schwerpunkte gesetzt wurden: 18. März oder 18. Mai, Parlament oder Märzrevolution war die Gretchenfrage.

Die Jahrhundertfeiern in der sowjetischen Zone und in Ostberlin waren fast ausschließlich der Märzrevolution, mit dem Berliner 18. März als Höhepunkt, gewidmet. Die Frankfurter Nationalversammlung blieb mehr oder weniger am Rande, nahezu ausgeklammert. Der politische Kern des Gedenkens an 1848 in der Ostzone war die Legitimation des bereits vollzogenen gesellschaftlichen Umwälzungsprozesses als, wie es hieß, Zuendeführung der 1848er Revolution und der mit ihr begonnenen bürgerlich-demokratischen Umwälzung. »Wir werden vollenden, was sie begannen«, so formulierte es Wilhelm Pieck auf einer Massenkundgebung am 18. März 1948.¹⁶

In den Westzonen hingegen wurde der 18. März weitgehend unbeachtet gelassen. Bayern und Hamburg votierten sogar für einen

15 Zu den Jahrestagen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von unterschiedlichen Standpunkten ausführlicher Helmut Bleiber: Der Umgang mit dem historischen Erbe. Zur Rezeptionsgeschichte von 1848/49 in der BRD und in der DDR, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Nr. 34, 9. Jg., Juni 1998, S. 129 ff.; Walter Schmidt: Das Erbe der Revolution von 1848 in den Jubiläumsjahren 1948 – 1973 – 1898. Geschichtsforschung und Geschichtspolitik, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 27, Jg. 1998 Heft 8, S. 79-135; Edgar Wolfrum: Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg der bundesrepublikanischen Erinnerung 1948-1990, Darmstadt 1999, S. 39 ff.; Ders.: Bundesrepublik Deutschland und DDR, in: Christof Dipper und Ulrich Speck: 1848. Revolution in Deutschland, Frankfurt/M. 1998, S. 25 ff.

16 Neues Deutschland, 19. 3. 1948.

17 Hans Rothfels: Betrachtungen im Abstand von hundert Jahren, Darmstadt 1972, S. 31, 43.

18 Hierzu Walter Schmidt: Forschungen zur Revolution von 1848/49 in der DDR. Versuch eines historischen Überblicks und einer kritischen Bilanz, in: Ders. (Hrsg.), Demokratie, Liberalismus und Konterrevolution, Studien zur deutschen Revolution von 1848/49, Berlin 1998, S. 11 ff.

gänzlichen Verzicht auf das Revolutionsgedenken, da 1848 »keine bedeutende Umwälzung« gewesen sei. Die eigentliche Revolutionsfeier fand in den Westzonen am Eröffnungstag der Nationalversammlung, am 18. Mai in der Paulskirche statt. Man berief sich auf den 1848 begründeten Parlamentarismus und auf die Grundrechte. Die Verwirklichung einer parlamentarischen Repräsentativdemokratie und die »Verwestlichung« der politischen Verhältnisse, wie es damals vor allem von Hans Rothfels formuliert wurde¹⁷, erschienen hier als Erfüllung des Vermächtnisses von 1848. Die Aktionen des Volkes blieben demgegenüber ausgeblendet.

Die Geschichtsschreibung unterlag wie die öffentlichen Feiern gleichermaßen den außerwissenschaftlichen gesellschaftspolitischen Problemlagen. Ein Bruch mit der liberal-konservativen Sicht auf die Revolution fand in den Westzonen nicht statt. Auch blieb man immer noch auf das Jahr 1871 fixiert. Neu war die sich formierende marxistische Geschichtsschreibung in der sowjetischen Besatzungszone.¹⁸ Sie rückte – den Traditionen der Historiker der Arbeiterbewegung folgend – an die Stelle des bürgerlich-liberalen Favoriten »Paulskirche« drei Aspekte in den Mittelpunkt: *Erstens* wandte sie sich den realen revolutionären Auseinandersetzungen des Jahres 1848/49, insbesondere den Aktionen der Volksklassen zu. *Zweitens* zeigte sie besonderes Interesse an der Rolle der Arbeiter und der Entwicklung der Arbeiterbewegung in der Revolution, namentlich am Wirken von Marx und seinen Anhängern. *Drittens* beschäftigte sich die marxistische Revolutionsforschung mit der Haltung der liberalen Bourgeoisie in der Revolution, die heftig kritisiert und als Verrat bezeichnet wurde.

In allen drei Punkten wirkte die marxistische Revolutionsforschung als Herausforderung auf die traditionelle deutsche Geschichtswissenschaft. Zugleich hafteten ihr zunächst wesentliche Mängel an. Die Behandlung der Arbeiter war nicht frei von Überhöhungen und verklärenden Überzeichnungen. Auch wurde der Einfluss von Marx und Engels überdimensional untersucht und sicher auch überbewertet, die Arbeiterverbrüderung hingegen vernachlässigt. Der totalen Verdammung der Volksbewegungen durch die traditionelle Historiographie war nicht recht beizukommen mit einer ebenso totalen Positivbewertung der Rolle der Massen in der Revolution. Deren Grenzen, die politische Unreife und Verführbarkeit durch die Konterrevolution wurden nicht thematisiert. Die anfänglich gänzlich unkritische Rezeption Marx-Engelscher Urteile über die 1848er Liberalen und Demokraten führte zu oft pauschal grobschlächtigen Negativbewertungen dieser beiden politischen Hauptströmungen in der Revolution. Diese wurden erst dank intensiverer Detailforschungen in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre sukzessive abgebaut und wichen einem differenzierteren Bild.

*

Der 125. Jahrestag von 1973 fiel in die Hochzeit der deutschen Zweistaatlichkeit, in eine Zeit, in der auch zwei deutsche Geschichtswissenschaften existierten und miteinander konkurrierten. Der »Streit um das Erbe« – ein treffender Begriff, den der Kölner

Historiker Günter Wollstein damals prägte¹⁹ – war in vollem Gange, auch und gerade um das Jahr 1848. Denn *beide* deutsche Staaten suchten natürlich, auch wenn dies nicht selten bestritten wird, in dieser Revolution ihre jeweilige historische Legitimation.²⁰

Das Revolutionsgedenken war verständlicherweise nicht annähernd so umfangreich wie ein Vierteljahrhundert zuvor. Und es schien auf geschichtskulturellem Felde gegenüber 1948 auf den ersten Blick auch nichts Neues zu geben. Gleichwohl zeichneten sich in der Forschung in Ost und West im Ansatz bereits höchst bedeutsame neue Tendenzen ab.

In der *DDR* feierte man wie eh und je den 18. März und ließ die Nationalversammlung offiziell noch immer mehr oder weniger links liegen. Dennoch kündigten sich Wandlungen in der Erinnerungskultur an. Es erfolgte eine stärkere Betonung der sozialen Verbindungsfäden zwischen der bürgerlichen Revolution von 1848 und dem – wie es hieß – siegreichen Sozialismus auf deutschem Boden. Das war verbunden mit einer Aufwertung der Revolution als Ganzem. Nicht mehr die Folgen der Niederlage, sondern auch die positiven mittel- und langfristigen Wirkungen der Revolution wurden jetzt hinterfragt. Auch begann man, nicht nur demokratische und proletarische Traditionen von 1848 zu pflegen, sondern auch die Bestrebungen des liberalen Bürgertums als ein – bei aller Kritik – positiv zu würdigendes Erbe der neuen Gesellschaft anzunehmen. Diese Tendenzen setzten sich freilich erst in den 1980er Jahren voll durch.

In der *Bundesrepublik* stand demgegenüber die Nationalversammlung nach wie vor hoch im Kurs und blieben die revolutionären Kämpfe des Volkes immer noch weitgehend unbeachtet. Und das, obwohl Gustav Heinemann als geschichtsbewusster Bundespräsident, der sich demokratischen Traditionen verpflichtet wusste, bereits an der Wende von den 1960er zu den 1970er Jahren gefordert hatte, die revolutionären Traditionen nicht der *DDR* zu überlassen, sondern dieses Erbe in das Traditionsverständnis der Bundesrepublik einzubringen. Die seit 1969 regierende sozial-liberale Koalition traute sich jedoch nicht, Heinemanns Forderung auch erinnerungspolitisch umzusetzen, mit dem Tabu Paulskirche zu brechen und stattdessen oder wenigstens zusammen mit dem Parlament auch die Revolution der Straße zu feiern. »Noch heute wirkt in der Bundesrepublik nach«, hieß es damals in der *Frankfurter Rundschau*, »dass einst das offizielle Deutschland von Kaiser Wilhelm II. bis Friedrich Ebert die Revolution wie die Sünde hasste. Während vor zwei Jahren die Jahrhundertfeier der Reichsgründung mit offiziellem Pomp begangen wurde, wird die 125-Jahr-Feier der Revolution von 1848/49 ins Kulturprogramm abgeschoben«; man habe »bislang die Revolution als ›Volksbewegung‹ kaum zur Kenntnis genommen und sie schon gar nicht als glücklichere Alternative zur tatsächlichen deutschen Geschichte anerkannt«.²¹ Eins setzte Heinemann allerdings durch, die Einrichtung eines Revolutionsmuseums in Rastatt, in der Stadt, dessen Festung die letzte Bastion der deutschen Revolution beherbergt hatte. Es wurde zum Jahrestag eröffnet.

In der Forschung der *BRD* begannen jüngere Historiker, den Anregungen Heinemanns folgend, die Parlaments-Barriere zu durchbrechen. Vor allem die nun aufkommende Aktions-, Konflikt- und

19 Günter Wollstein: 1848 – Streit um das Erbe, in: *Neue Politische Literatur*, 1975, H. 4, S. 491 ff. und 1976, H. 1, S. 89 ff.

20 Zum folgenden siehe auch Walter Schmidt: Das Erbe der Revolution von 1848 in den Jubiläumsjahren 1948 – 1973 – 1898. *Geschichtsforschung und Geschichtspolitik*, in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 27, Jg. 1998 Heft 8, S. 79-135.

21 Joachim Paschen: *Sündenfall Revolution? 1848 aus der Sicht der DDR-Historiker*, in: *Frankfurter Rundschau*, 4. 8. 1973.

Protestforschung nahm sich der radikalen Demokratie, der Arbeiterbewegung und der revolutionären Volksbewegungen an. Eine Hinwendung zur 1848er »Revolution der Straße« und zu den demokratischen Organisationsbestrebungen setzte ein; und selbst Kritik am Versagen des Liberalismus kam erstmals zu Wort.

Während sich Forschungsinteresse wie gedenkkulturelle Bemühungen in der DDR – grob gesprochen – von der äußersten Linken und den revolutionären Bewegungen zur gesamten Demokratie und schließlich zum Liberalismus hin, gleichsam von links nach rechts und von unten nach oben, weiteten, ging die bundesdeutsche Forschung den umgekehrten Weg. Und auch dies verdient festgehalten zu werden. Der politisch determinierte Erbschaftsstreit der beiden deutschen Staaten um 1848 zeitigte produktive Wirkungen für die Revolutionsforschung wie für die Entwicklung der deutschen Erinnerungskultur. Wie Heinemanns Aufforderung zur Integration revolutionär-demokratischer Elemente ins Traditionsverständnis der Bundesrepublik, aber auch die Entdeckung der »Revolution der Straße« durch die bundesdeutsche Forschung wohl ohne den Druck der DDR-Traditionspflege nicht vollends zu verstehen sind, so war die Ausdehnung der DDR-Erbesicht auf die ganze 1848er Demokratie und vor allem auf den Liberalismus sowie die einsetzende Wertschätzung des Nationalparlaments fraglos auch eine Reaktion auf westdeutsche differenzierende Schwerpunktsetzungen. Man regte sich gegenseitig an und provozierte neue Fragestellungen. Von beiden Seiten wurden Beiträge zu einem tieferen Verständnis der Revolution geliefert.

*

22 Rüdiger Hachtmann: 1848 – Bilanz eines Jubiläumjahres. Anmerkungen zum Problem der Traditionsbildung. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 43. Jg. 1998, H. 12, S. 1489 ff.; Manfred Gailus: Deutsche Revolutionsfeierlichkeiten 1998. Zwischenbemerkungen zu Politik und Kultur der Erinnerung an 1848, in: Werkstatt Geschichte, 7. Jg., 1998, S. 59 ff.; Walter Schmidt, Eine deutsche Revolution hatte Konjunktur. 1848/49 und die politische Öffentlichkeit im 150. Jubiläumjahr, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Nr. 42, 11. Jg., Juni 2000, S. 139 ff.; Ders.: Tendenzen in der 1848er Revolutionsforschung und Gedenkkultur im Umfeld des 150. Revolutionsjubiläums von 1998, in: Wolfgang Eichhorn, Wolfgang Küttler (Hrsg.), Was ist Geschichte. Aktuelle Entwicklungstendenzen von Geschichtsphilosophie und Geschichtswissenschaft, Berlin 2008, S.203-214.

Der 150. Jahrestag von 1998 hat sich unter all den bisherigen Jubiläumsjahrestagen in der Geschichtskultur einen besonderen Platz erobert.²² Nahezu alle großen Zeitungen widmeten dem Revolutionsjubiläum vor allem im März, April und Mai 1998 umfangreiche Artikel. Zahlreiche Ausstellungen zum Revolutionsgeschehen von 1848/49 wurden eröffnet. Ein ganz unvollständiges Verzeichnis der veröffentlichten Kataloge zählt gut 20 durchweg gehaltvolle Bücher. Ungezählt sind die lokalen und regionalen Veranstaltungen, die Vortragsreihen, Revolutionsfeiern, Musikabende und historischen Stadtführungen zum Revolutionsjubiläum. Der baden-württembergische Revolutionsalmanach verzeichnete in 150 Städten und Gemeinden weit mehr als 600 Erinnerungsveranstaltungen zu 1848/49.

Das Gedenken an 1848 wurde in der Öffentlichkeit zu einem zentralen Anliegen. Dazu trug nicht zuletzt sicher auch der Umstand bei, dass mit der staatlichen Vereinigung Deutschlands sichtlich neue Rahmenbedingungen für die Revolutionserinnerung entstanden. Es könnte scheinen, als ob sich der seit eineinhalb Jahrhunderten währende und namentlich in der Zeit der deutschen Zweistaatlichkeit dominierende gegensätzliche geschichtspolitische Umgang mit dem Erbe von 1848 erledigt hat. Dass dem so nicht ist, wird deutlich, wenn man nach den Tendenzen der 1848er Revolutionserinnerung in der öffentlichen Geschichtskultur fragt. Was war 1998 neu? Was verblieb in alten Bahnen?

Im Gegensatz zum 19. Jahrhundert, aber auch anders als in den Jubiläen des 20. Jahrhunderts wurde die 1848er Revolution jetzt erstmals im wesentlichen als ein progressives, der Erinnerung und Pflege wertiges Ereignis der deutschen Geschichte von der Gesellschaft akzeptiert. Dass die DDR in den vier Jahrzehnten ihrer Existenz ein durchweg positives Verhältnis zur »Revolution der Straße« entwickelt hatte, blieb nicht ohne Einfluss auf die heutige deutsche Geschichtskultur und scheint auch im geeinten Deutschland nachzuwirken. Der Umgang mit der Revolution, auch mit den Aufständen, Barrikadenkämpfen, revolutionären Militäraktionen, Unruhen und Emeuten ist jedenfalls vor allem in den alten Bundesländern unbefangener geworden. 1848 hat im öffentlichen, auch offiziellen Geschichtsverständnis das Reichsgründungsjahr 1871 zumindest zurückgedrängt. Veit Valentins Sicht scheint sich durchzusetzen. Und auch Gustav Heinemann widerfährt Anerkennung in der Öffentlichkeit. Die Revolutionsgedenkefeier am 18. Mai in der Frankfurter Paulskirche war 1998 offizielle Angelegenheit des Staates. Die Festrede hielt der Bundespräsident. Erstmals wurde die Revolution auch im Bundestag gewürdigt.

Was den Inhalt des Revolutionsverständnisses angeht, so traten in Politik und politischer Öffentlichkeit dennoch wesentliche Unterschiede zutage. Bei aller Akzeptanz der 1848er Revolution als Höhepunkt deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert taten sich – wie in den vergangenen eineinhalb Jahrhunderten – nach wie vor gravierende Differenzen in der Schwerpunktsetzung der 1848er Traditionen auf. Bei den staatsoffiziellen Jubiläumsveranstaltungen blieb unverändert die herkömmliche Orientierung auf Parlament und Reichsverfassung charakteristisch. Roman Herzog entschied sich nicht – wie einst Gustav Heinemann – dafür, die 1848er Volkserhebungen und -bewegungen »von unten« als wesentliches Element ins 1848er Revolutionsverständnis aufzunehmen, sondern rückte – wie eh und je – den Parlamentarismus und die liberalen Prinzipien von 1848 ins Zentrum.²³ Auch in der Bundestagsdebatte wurden die Kämpfe des Volkes kaum gewürdigt. Lediglich Uwe-Jens Heuer als PDS-Vertreter brachte sie ins Spiel, indem er darauf verwies, dass erst die revolutionären Taten der Arbeiter, Handwerker und Studenten im März 1848 das Werk der Paulskirche möglich gemacht haben.²⁴

Die »nationale« Revolutionsfeier fand auch in diesem Jahr nicht am 18. März und nicht in Berlin statt, sondern am 18. Mai, dem Eröffnungstag der ersten deutschen Nationalversammlung, und in Frankfurt. Die zentrale Revolutionsausstellung »1848 – Aufbruch zur Freiheit« wurde ebenfalls in Frankfurt und nicht in Berlin veranstaltet. Märzrevolution und Frankfurter Parlament als gleichermaßen legitime 1848er Traditionselemente ins öffentliche Bewusstsein zu heben, hätte eine neue Normalität im Umgang mit dem Revolutionserbe signalisiert. Doch ist Berlin für das offizielle deutsche Geschichtsverständnis immer noch kein Zentralort für 1848er Tradition. In der offiziellen Politik blieb der 18. Mai, also die Frankfurter Nationalversammlung, und nicht der 18. März, die »Revolution der Straße«, als bewahrenswertes Erbe von 1848 im Zentrum. Die Frankfurter Paulskirche rangiert immer noch vor dem Berliner Friedrichshain. Das Revolutionsgedenken war auch nach 150 Jahren immer noch gespalten.²⁵

23 Roman Herzog: Ein neues Zeitalter der Demokratie, in: Das Parlament. Nr. 24. 5. Juni 1998.

24 Ebenda, S. 8.

25 Christoph Hamann: Der Barrikadenkampf und die Paulskirche – ein Widerspruch? Die Revolution von 1848/49 in der deutschen Erinnerungskultur, in: Aufruf. Heraus zum 18. März!, 11. Jg., 2008, S. 9.

26 Christoph Hamann: (Kein) Denkmal für die 1848er?, in: Geschichte, Erziehung und Politik. Magazin für historische und politische Bildung, 8. Jg., 1997, H. 4, S. 213 ff.; Ders.: Das Geburtsjahr des Parlamentarismus in Deutschland. Die Märzrevolution von 1848 und der Senat von Berlin oder Berlin ist nicht Backnang, in: Durchsicht. Forum für Museumspädagogik in Berlin und Brandenburg, 8. Jg., 1997, Heft 2, S. 3 ff.

27 Die wichtigste Jubiläumsveröffentlichung zur Berliner 1848er Revolutionsgeschichte ist das Werk von Rüdiger Hachtmann: Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution, Bonn 1997; ferner sind zu nennen: Bärbel Holtz, Dieter Wegert (Hrsg.): Frei und einig! Porträts aus der Revolution von 1848, Berlin 1998; Heinz Warneke, Barrikadenstandorte 1848. Ein Beitrag zur Berliner Heimatkunde, Berlin 1998; Bernd Hildebrandt (Hrsg.): Volksversammlungen in den Zelten. Kinderstube der Demokratie, Berlin 1998; Kurt Wernicke: Vormärz – März – Nachmärz. Studien zur Berliner Politik- und Sozialgeschichte, Berlin 1999.

Die offenkundige Schiefelage in der 1848er Erinnerungskultur wurde noch dadurch verschärft, dass das offizielle Berlin, inzwischen immerhin die deutsche Hauptstadt mit Parlaments- und Regierungssitz, sich geradezu revolutionsabstinent verhielt.²⁶ Die wiederholt beklagte deutsche »Traditionsvergessenheit«, natürlich nur gegenüber demokratischem Erbe, erreichte hier einen Gipfel. Was hier zum 18. März geschah, war nahezu ausschließlich Initiativen von unten zu verdanken, vor allem der »Aktion 18. März«, die seit Jahrzehnten sich um die Berliner 1848er Traditionspflege bemüht und immer wieder, freilich erfolglos, Anlauf nahm, um den 18. März zum deutschen Nationalfeiertag zu erklären. Ihr Verdienst war ein Gedenkzug vom Tiergarten, wo 1848 die großen Berliner Volksversammlungen vor den Toren der Stadt stattfanden, zum Friedhof der Märzgefallenen im Friedrichshain. Der Senat war zunächst nur bereit gewesen, einer kleinen, schäbigen, immer noch recht ungepflegten Ecke in der Nähe der alten Singakademie, dem sogenannten Festungsgraben, diesen Ehrennamen zu verleihen. Von einem Volksfest zu Ehren der Revolution wie anderswo in deutschen Landen war in Berlin nie die Rede. Das Revolutionsgedenken blieb im Saale mit wenigen wissenschaftlichen Veranstaltungen.²⁷

Im diametralen Gegensatz dazu stand die Revolutionserinnerung im deutschen Südwesten und Westen. Hier nahm sich die Öffentlichkeit schon seit Herbst 1997 in bislang nicht gekannter Intensität des Revolutionsgedenkens an. Es scheint, als habe die 1848er Revolution dort inzwischen Heimatrecht erhalten. Auch hier ging die Initiative von unten aus. Aber die Stadtverwaltungen und die Landesregierungen zogen mit. Baden-Württemberg stellte trotz bekannter Geldknappheit 5 Millionen für das Revolutionsjubiläum zur Verfügung. Vor allem die Städte und Gemeinden waren erfolgreich bemüht, die Erinnerung an 1848/49 zu einer Sache breiter Bevölkerungskreise zu machen. Jeder Ort feierte in Baden seine Revolutionäre. Hier wurde besonders deutlich, dass bereits ein unverkrampfter öffentlicher Umgang mit dem ganzen Revolutionserbe Platz griff. Auch die Demokraten, selbst die radikaler Färbung wie Hecker und Struve, erhielten einen Ehrenplatz in der historischen Ahnengalerie.

Sicher war den Revolutionsfeierlichkeiten im deutschen Südwesten eine Tendenz zur Entpolitisierung, Harmonisierung und vor allem Kommerzialisierung eigen. Folklore wurde groß geschrieben, die Revolution auch touristisch vermarktet. Gleichwohl ging man hier neue Wege der Wiederaneignung des Revolutionserbes. Nicht selten hört man den Vorwurf, da werde platter Gedenkrummel inszeniert. Aber Kommerzialisierung ist nun mal ein Wesenselement der Gesellschaft, in der wir leben. Erinnerungskultur wird sich dem schwerlich ganz entziehen können. Und wie soll heute eine Revolution als Tradition gepflegt werden, wenn sie von größeren Teilen der Bevölkerung auf- und angenommen werden soll? Wenn man demokratische Traditionen des Volkes, Aktionen der unteren Schichten der Bevölkerung, ihre politischen und sozialen Emanzipationsbestrebungen erschließen und heutigen Generationen nahe bringen will, warum soll da auf »volkstümliche« Formen der Rezeption historischen Wissens verzichtet werden?

Wo liegen die Gründe für den in vieler Beziehung neuartigen, unverkrampften Umgang mit dem Erbe einer deutschen Revolution, auch mit ihren radikaldemokratischen Elementen? Sicher lässt die Distanz von eineinhalb Jahrhunderten vieles abgeklärter erscheinen. Auch spielt für die unterschiedliche Intensität des Erinnerns sicher regional verschieden ausgeprägtes demokratisches Traditionsbewusstsein eine Rolle. Nicht zuletzt wäre der allgemeine Trend zur Regionalisierung, zum Stolz eher auf die Leistungen der engeren Heimat als der fernen Nation in Anschlag zu bringen. Dass aber die Revolution als Ganzes überhaupt akzeptiert und als Positivum in der deutschen Geschichte bewertet und auch radikalen Demokraten – wenngleich nicht unwidersprochen – partiell ein Ehrenplatz eingeräumt wurde, erklärt sich aber vor allem wohl aus der gesellschaftspolitischen Konstellation. Weder war – trotz großem Problemstau – eine gesellschaftspolitisch kritische oder gar krisenhafte Situation vorhanden, keine Revolution in Sicht; noch sieht sich die bundesrepublikanische Gesellschaft der Konkurrenz durch ein nichtkapitalistisches sozialpolitisches System ausgesetzt. Die von Theodor Schieder 1970 gegen Heinemanns Konzept der Integration revolutionärer Traditionen ins bundesdeutsche Geschichtsverständnis vorgebrachte Warnung vor der Gefahr des Umschlagens revolutionärer Traditionspflege in aktives revolutionäres Handeln gegen das bestehende Gesellschaftssystem war nicht mehr gegeben. Es wurde daher wohl zutreffend von einer »nach dem Ende der ›deutsch-deutschen Erbschaftsfehden‹ und der Befreiung vom ideologischen Ballast möglichen Neubewertung der politischen Rolle von Demokraten und Republikanern in der Revolution« gesprochen.²⁸

Allerdings muss hinsichtlich der neuerlichen Pflege auch radikaldemokratischer Traditionen eine generelle Einschränkung gemacht werden. Schweigend übergangen wurde nämlich zumeist der egalitär-soziale – auch heute noch weitgehend uneingelöst gebliebene – Forderungskatalog der 1848er Radikaldemokraten.²⁹ Auch war – gegenüber den vorangegangenen Jahrzehnten in der Alt-BRD, von der DDR gar nicht zu reden – nicht zu übersehen, dass sowohl in der Forschungsliteratur als auch in der Erinnerungskultur des Jubiläumsjahres die *Arbeiterbewegung* und ihre Emanzipationsbestrebungen als Traditionselemente kaum noch eine Rolle spielten. Lediglich einige gewerkschaftliche und sozialdemokratische Aktivitäten nahmen sich dieses Aspekts an. Nur eine einzige, von ostdeutschen Vereinen organisierte Konferenz behandelte das Thema: Demokratie und Arbeiterbewegung in der Revolution.³⁰ In den geschichtspolitischen Stellungnahmen wurde generell auf eine Erörterung der sozialen Komponente, des Aufbrechens der sozialen Konflikte der kapitalistischen Gesellschaft, des Gegensatzes von Kapital und Arbeit, des Tatbestands der Massenarbeitslosigkeit mit ihren Konsequenzen ganz verzichtet oder nur beiläufig eingegangen. Ausgeblendet blieben in der Regel die zentralen sozialen Forderungen der arbeitenden Massen in der Revolution, vor allem die nach »Recht auf Arbeit«, die auf die soziale Ausgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft, auf den später so genannten »Sozialstaat« hinausliefen, von den bürgerlichen Eliten 1848/49 indes rigoros abgeblockt wurden. Eine gebührende Behandlung der sozialen Probleme passte nicht in die poli-

28 Birgit Bublies-Godau: Von der Revolution zu den Revolutionen, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung, 11. Jg., Baden-Baden 1999, S. 223.

29 Dazu Gerhard Engel: Vom Zweiten Demokratenkongress 1848 zum »Dritten Demokratenkongress« Oktober 1998, in: UTOPIE kreativ, Nr. 93, Juli 1998, S. 5 ff.; Detlef Joseph: Die 48er und die unerfüllten Grundrechte (Pankower Vorträge, H. 12), Berlin 1998; auch Helmut Bleiber: Ablehnen oder umarmen. Vom schwierigen Umgang mit dem Erbe von 1848, in: junge Welt, 8.6.1998, S. 10 f.

30 Helmut Bleiber, Rolf Dlubek, Walter Schmidt (Hrsg.), Demokratie und Arbeiterbewegung in der deutschen Revolution von 1848/49. Berlin 2000.

31 Rüdiger Hachtmann: Epochenschwelle zur Moderne. Einführung in die Revolution von 1848/49, Tübingen 2002; Frank Lorenz Müller: Die Revolution von 1848/49 (Geschichte kompakt der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt, hrsg. von Martin Kitzinger, Uwe Puschner, Barbara Stollberg-Rilinger), Darmstadt 2002; Frank Engehausen: Die Revolution von 1848/49. Seminarbuch Geschichte, (hrsg. von Nils Freytag), Paderborn 2007.

32 Helmut Bleiber, Walter Schmidt, Susanne Schötz (Hrsg.): Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49, Bd. 1, Berlin 2003, Bd. 2, Berlin 2007 (siehe dazu auch die Rezension von Wolfgang Schröder in diesem Heft – die Red.).

33 Joachim Höppner, Waltraud Seidel-Höppner: Étienne Cabet und sein Ikarische Kolonie, Frankfurt/M. 2002; Karl Gass: Zielt gut, Brüder! Das kurze Leben des Max Dortu, Wilhelmshorst 2000 Heinrich Gemkow: Edgar von Westphalen. Der ungewöhnliche Weg des Schwagers von Karl Marx, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte, 25/ 1999, S. 401-51; Ders.: Sigismund Ludwig Borkheim. Vom königlich-preußischen Kanonier zum Russland-Experten an der Seite von Marx und Engels, Berlin 2003; Erhard Kiehnbaum, Peter Imandt – Eine Biographie, Berlin 2002; Walter Schmidt: Moritz Elsner und die schlesische 1848er Demokratie, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 63, 2004 und Bleiber, Schmidt, Schlesien auf dem Weg in die bürgerliche Gesellschaft. Bewegungen und Protago-

tische Landschaft. Wer diese Aspekte als ein Traditionselement bewusst macht, der muss eine andere als die der gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaft genehme Traditionslinie ziehen, dass nämlich die Grundprobleme des Kapitalismus, die 1848 erstmals offen auf die Tagesordnung traten, ungeachtet inzwischen abgerungener wichtiger sozialstaatlicher Konzessionen immer noch ungelöst sind. Dies um so mehr, als inzwischen klarer geworden ist, dass diese Zugeständnisse wieder systematisch abgebaut werden.

*

Was geschah nun im letzten, dem 16. Jahrzehnt seit 1848 auf dem Felde der Gedenkkultur?

Auf dem Felde der historischen Literatur erwies sich das Nachjubiläumsjahrzehnt nicht sonderlich reichhaltig. Die Geschichtswissenschaft ist inzwischen stark jubiläumstfixiert; und so erschien bis 2000 nur noch einiges als Jubiläumsnachklang. Dazu zu zählen sind auch drei nach 2000 publizierte verdienstvolle Einführungen in die Revolutionsgeschichte, die den neuesten Forschungsstand wieder spiegeln.³¹ Bemerkenswerte Fortschritte erlebte in diesem Jahrzehnt vor allem die 1848er Biographik. Unter dem Titel »Männer und Frauen der Revolution von 1848/49« erschienen 2003 und 2007 zwei Bände mit 43 Biographien von Achtundvierzigern, die der Arbeitskreis Vormärz und 1848er Revolutionsforschung bei der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin herausgab.³² Einzelbiographien erhielten ferner der französische Kommunist Étienne Cabet, die sozialen Demokraten Nees von Esenbeck und Carl Georg Allhusen, der Marx-Schwager Edgar von Westphalen und der Marx-Engels-Gesinnungsgefährte Siegesmund Borkheim, der Saarländer Demokrat Peter Imandt und mehrere schlesische 1848er Demokraten;³³ herausgegeben wurden 48er Dokumente des Jenaer Demokraten Gottlieb Christian Schüler.³⁴ Zu 200. Geburtstagen wurden schließlich jüngst erst Robert Blum und Gustav Droysen mit neuen Biographien geehrt.³⁵

Auf gedenkpolitischen Felde hat in Berlin vor allem die vor 30 Jahren (1978) gegründete »Aktion 18. März« erfolgreich gewirkt. Deren Geschichte ist bisher leider noch nicht geschrieben.³⁶ Der »Aktion« und ihrem rührigen Vorsitzenden Volker Schröder gelang es inzwischen, eine neue 18. März-Tradition zu begründen: das jährliche Gedenken an diesem Tag auf dem Friedrichshainer Friedhof der Märzgefallenen, zu dem seit einem Jahrzehnt immer auch eine eigene Märzzeitung, der »Aufruf. Heraus zum 18. März«, erscheint. Seit 2005 besitzen wir erstmals auch ein vollständiges Verzeichnis der 1848er Märzgefallenen im Friedrichshain.³⁷ Zugleich werden seit Jahren regelmäßig Führungen zu den Barrikadenstandorten veranstaltet, wofür inzwischen eine umfängliche Broschüre über alle Barrikadenstandorte existiert.³⁸ 2008 führte der Berliner Historiale-Verein publikumsnahe Veranstaltungen zur Erinnerung an die revolutionären Märztage durch.³⁹ Den nachdrücklichen Bemühungen der »Aktion« vor allem war zu danken, dass nach langem hin und her im März 2000 der Platz vor dem Brandenburger Tor in Platz des 18. März umbenannt wurde. Auch die »Aktions«-Bestre-

bungen, diesen historischen Tag in der deutschen Geschichte zu einem würdigen nationalen Gedenken zu verhelfen, führten zu ersten Erfolgen. Zwar gelang es zu keinem Zeitpunkt, den 18. März – wie ursprünglich vorgesehen – zum deutschen Nationalfeiertag erklären zu lassen. Doch erste Schritte auf dem Wege zu einem nationalen Gedenktag sind gegangen. Berlin ist da inzwischen – dank der neuen politischen Konstellation im Senat – Vorreiter geworden. Der Präsident des Abgeordnetenhauses Momper hat es seit Jahren nie versäumt, an den Veranstaltungen der »Aktion« an jedem 18. März das Wort zu nehmen. Das Abgeordnetenhaus beschloss im Frühjahr 2006, den 18. März in den Berliner Flaggenkalender aufzunehmen; und Berlin stellte den Antrag an den Bundesrat, den 18. März zum nationalen Gedenktag zu erklären (wie etwa der 27. Januar, der Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz nationaler Gedenktag wurde). Das Abgeordnetenhaus führte zum 160. Jahrestag am Vorabend des 18. März 2008 eine Festveranstaltung durch. Gleichwohl bleibt noch viel zu tun, um die Berliner 18. März-Tradition dauerhaft zu machen. Vor allem geht es darum, den Friedrichshainer Märzriedhof zu einer würdigen nationalen Gedenkstätte zu gestalten und ihn so zu popularisieren, dass er von Touristen ebenso beachtet und angenommen wird wie die beiden anderen deutschen Revolutionsgedenkstätten: die Paulskirche in Frankfurt und die Festung Rastatt in Baden. Davon sind wir noch weit entfernt.

*

Die Revolution von 1848 war zu keinem Zeitpunkt eine rein historische Angelegenheit, mit der sich nur Historiker wie in einem Elfenbeinturm befassen. Obwohl gescheitert, wirkte sie jederzeit nicht nur nachhaltig auf die Gesellschaft, sondern beschäftigte sich die Gesellschaft in Deutschland auch mit ihr. Im Für und Wider 1848 kamen dabei jederzeit soziale und politische Interessen unterschiedlicher, ja gegensätzlicher Kräfte in der Gesellschaft zur Geltung. Das ist normal. Jede Gesellschaft, jede politische Richtung in ihr setzt sich mit Geschichte auseinander, um eigene Haltungen in der Gegenwart zu begründen, um sich historisch zu legitimieren. Das war keine Besonderheit der DDR, das war ebenso im Deutschen Reich und in der alten Bundesrepublik, das ist gegenwärtig so im staatlich wiedervereinigten Deutschland.

Totschweigen ließ sich die Revolution zu keinem Zeitpunkt. Man musste sich ihr wie jedem historischen Erbe stellen. Ein historisches Erbe kann man sich nun mal nicht aussuchen, man bekommt es schlicht und einfach. Aber anders als eine Hinterlassenschaft im persönlichen Leben kann man das historische Erbe nicht ausschlagen. Man musste sich also auch mit der Revolution im geistigen Leben auseinandersetzen und sich entscheiden, was man aus ihr zu seiner Tradition macht.

Die Revolution als Ganzes bei ausdrücklicher Würdigung der revolutionären Massenaktionen zu einem pflegenswerten Erbe zu machen, dafür traten von Anfang an nur die Sozialisten und die radikalen Demokraten ein. Sie ließen sich in dieser Haltung über Jahrzehnte hinweg nicht beirren. Erst in der Weimarer Republik begann

nisten der schlesischen Demokratie im Umfeld von 1848, 2. Halbbd., Berlin 2007, Ders.: Moritz Matthäi (1809-1964). Ein schlesischer Burschenschafter und 1848er Demokrat aus Auras, in: ebenda und Würzburger medizinhistorische Mitteilungen Bd. 19, 2000; Ders.: Friedrich Wilhelm Müller (1801-1868). Ein Burschenschafter, protestantischer Geistlicher und achtundvierziger Demokrat, in: Bleiber, Schmidt und IWK, 39/2003; Hermann Wollheim (1817-1855). Ein jüdischer Arzt, Achtundvierziger Demokrat und Schriftsteller aus Schlesien, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau, 45/46 (2004/2005); Helmut Bleiber, Hans Veit: Anton Heisig, Pfarrer in Kunzendorf (1842-1857). Zur Haltung eines Grafschafter Geistlichen in der Revolutionszeit 1848/49, in: Bleiber, Schmidt, 2. Halbbd.

34 Sibylle Schlüter, Frank Möller: Als Demokrat in der Paulskirche. Die Briefe und Berichte des Jenaer Abgeordneten Gottlieb Christian Schüller 1848/49, Köln u. a. 2007.

35 Peter Reichel: Robert Blum. Ein deutscher Revolutionär 1807-1848, Göttingen 2007; Ralf Zerback: Robert Blum. Eine Biographie, Leipzig 2007; Wilfried Nippel: Johann Gustav Droysen. Ein Leben zwischen Wissenschaft und Politik, München 2008.

36 Eine erste knappe Chronik der »Aktion« findet sich in: Aufruf. Heraus zum 18. März!, 11. Jg. März 2008. S. 4-5.

37 Heinz Warnecke, 1848/1918. Die 1848er

Märzgefallenen im Friedrichshain, Friedrichshainer Hefte, Geschichtskommission der PDS Friedrichshain-Kreuzberg 2005.

38 Heinz Warnecke: *Barrikadenstandorte 1848*, Berlin 1999.

39 *Neues Deutschland*, 15. 10. 2007, S. 16 und 18. 3. 2008, S. 15; *Historiale Berlin 2008: Die Märzrevolution*; Programm der Historiale e.V., in: *Aufruf* Heraus zum 18. März!, 2008, S. 3.

die ganze deutsche Gesellschaft sich halbherzig mit der Revolution auseinandersetzen, wobei man sich als bewahrens-werte Tradition aber die Deutsche Nationalversammlung aussuchte. Das blieb auch in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik so, während die DDR ihre Tradition zunächst ausschließlich in den revolutionären Volkskämpfen, namentlich in der Berliner Märzrevolution zu finden meinte. In den letzten Jahrzehnten entdeckte die DDR zögerlich auch das Erbe der Liberalen und des Parlamentarismus; und in der Bundesrepublik begann man jetzt auch die Revolution der Straße ernst zu nehmen. Dieser Prozess der Beachtung und Wertschätzung sowohl der Volksbewegungen als auch der parlamentarischen Tradition von 1848 scheint sich im vereinten Deutschland fortzusetzen, in der öffentlichen Geschichtskultur in den Gemeinden und Regionen am deutlichsten erkennbar, während die offizielle Politik sich nach wie vor noch schwer tut, sich von der einseitigen Konzentration auf das parlamentarische Erbe von 1848 zu lösen und die revolutionären Aktionen der Massen zu akzeptieren. Normalität wird erst hergestellt sein, so meine ich, wenn die ganze Gesellschaft sich zum Friedrichshain und zur Paulskirche gleichermaßen bekennt.